

II. Die Zeit des Pietismus.

Der Westfälische Friede hatte das 30jährige Ringen geschlossen (24. Oktober 1648). Es mag auffallen, daß dieser Friede gerade in Westfalen geschlossen wurde. Man darf daran erinnern, daß einst das Ringen mit der Römermacht in demselben Westfalen beendet wurde, auch daran, daß 800 Jahre später Karl der Große dreißig Jahre gebrauchte, in unseren Wäldern das Kreuz aufzurichten. Und nun sind wieder 800 Jahre vergangen, und ein Christentum, das deutschem Wesen entspricht, findet seine endgültige Anerkennung. Es sind drei gewaltige Wendepunkte in der deutschen Geschichte, die mit Westfalen aufs engste verbunden sind.

Einen Wendepunkt der deutschen Geschichte bezeichnet der Westfälische Friede — aber keinen Höhepunkt, sondern einen Tiefpunkt. Deutschland lag in Trümmern, als die Nachricht von Münster und Osnabrück her erscholl, es solle wieder Friede sein in deutschen Landen. Davon soll hier nicht geredet werden. Es war auch nicht innere Notwendigkeit, sondern der Zufall der äußeren Lage, der die Friedensgesandten nach Westfalen führte. Es bot den günstigsten Treffpunkt für die Gesandten aus Nord, Süd, West. Der Vorteil dieser Lage wollte ihnen, als sie jahrelang hier versammelt waren, nicht mehr einleuchten. Franzosen, Italiener, Spanier waren darin völlig eins, daß weder das Klima des Landes noch die Sitten seiner Bewohner ihnen gefielen. Zumal der päpstliche Gesandte Fabio Chigi urteilte, daß Münster „die Wiege des Regengottes“ sei. Immerhin haben sie es sich selber zuzuschreiben, wenn sie jahrelang hier aushalten mußten. Haben sie doch fast sieben Jahre (1641—1648) mit ihren Verhandlungen zugebracht.

Die Vermüstung, die der Krieg unserem Volke gebracht hat, kann man sich nicht furchtbar genug denken¹⁾. Mit der materiellen Grundlage brach die alte Kultur unseres Volkes zusammen. Wie sehr das der Fall war, beweist die Tatsache, daß die geschichtliche Erinnerung des Volkes durch den Krieg völlig unterbrochen ist. Unsere alte, stolze Geschichte mit ihrem Heldentum und der Kaiserherrlichkeit, mit ihren Liedern von Siegfried und Dietrich von Bern, davon man in Stadt

¹⁾ Vgl. zu den Nöten des Krieges die Dissertation Salge: Der 30 jährige Krieg in der Grafschaft Ravensb. 1922.

und Land gesungen hatte, die in den alten Chronisten beredete Schilderer gefunden hatte — sie zählten die Jahre von dem Tage an, an dem einst die Weltherrschaft an die Deutschen gekommen war (Heinrich von Herford) —, schwand aus dem Gedächtnis. Noch heute geht die Volkserinnerung nicht über den Dreißigjährigen Krieg hinaus. Alte sächsische Wallburgen heißen bezeichnenderweise „Schwedenschanzen“ wie die Wallburg unter dem Limberge im Wiehengebirge. Nur ein Wittekind hat sich behauptet, aber seine Gestalt ist ganz ungeschichtlich geworden.

Und es kam unter den Fußtritten einer verrohten Soldateska eine tiefe Entsittlichung, eine Auflösung aller Zucht, eine brutale Menschenverachtung, der nichts heilig war — weder menschliches noch göttliches Gebot. Alles geistige Leben verfiel. Da kam in den deutschen Charakter jene Bettelhaftigkeit, die den Fuß küßt, der ihn tritt — ein eunuchenhafter Pazifismus, der nicht Gott noch Vaterland kennt. Was ist damals aus dem fröhlichen Selbstbewußtsein der stolzen deutschen Vergangenheit geworden? Es liegt zerschlagen am Boden. Alle Selbstachtung ist geschwunden. Man will nicht mehr deutsch sein, sondern fremdländisch scheinen²⁾.

Dem Verderben gegenüber setzte nach dem Kriege eine scharfe Zucht ein, die zur Erziehung des Volkes unbedingt notwendig war. Wir hören von einer Kirchengzucht, die in diesem Maße heute unerträglich wäre. Die durch den Westfälischen Frieden anerkannte Souveränität der Fürsten erzwang sich einen Gehorsam, vor dem aller Eigenwille verstummte. Ein äußerer Zwang war notwendig, um das aus allen Fugen gehende Volksleben einer Heilung entgegenzuführen.

Es regte sich auch ein neuer Geist, der schon in der Kriegsnot erwacht war. Es war eine Frömmigkeit, die die Art ihrer Geburtsstunde an sich trug. Man hat es als die vielleicht bedeutsamste Wirkung des Dreißigjährigen Krieges bezeichnet, daß „die Frage des Übels der Angelpunkt der ganzen Weltanschauung wurde“: man nahm es hin als göttliche Vergeltung für die Sünde; als Strafgerichte Gottes erschienen dem mindischen Superintendenten Jul. Schmidt die vielfachen Feuersbrünste seiner Zeit. So stark dabei das Bewußtsein der eigenen Schuld aufging, so lebendig mußte die Sehnsucht nach Vergebung, nach persön-

²⁾ Vgl. über die Folgen des Krieges auch in sittlicher und religiöser Hinsicht wie über den Wiederaufbau nach dem Kriege. Jahrbuch des westf. Vereins für Kirchengesch. 1924.
Jahrbuch des Kirchengeschichtlichen Vereins.

lich erfahrener Vergebung werden. Aus diesem Zuge erwuchs die kirchliche Richtung, die man Pietismus nennt. Ihm konnten die äußeren kirchlichen Handlungen nicht genügen; er konnte nicht anders, als sie innerlich erleben und ihres Gnadeninhalts gewiß werden wollen. Seine Geburtsstätten fand der Pietismus vor allem in den Universitäten. Auf die Bedeutung Kostocks für Wiedererweckung des religiösen Lebens in Westfalen ist schon oft hingewiesen³⁾. Hier sei der Universität Rinteln gedacht, die räumlich unserem Minden=Ravensberg näherstand, woraus die Beziehungen des einen zum andern sich ergeben.

Die Bedeutung der Universität Rinteln war nie groß. Die Höchstzahl ihrer Studenten betrug im 17. Jahrhundert einmal etwa 150⁴⁾. Später hat sie diese Zahl wohl nie wieder erreicht. Sie siedete dahin, bis sie 1810 aufgehoben wurde. Der bekannteste rinteln'sche Student mag der Kirchenliederdichter Joh. Rist aus Holstein sein⁵⁾. Die Hochschule verdankte ihren Namen Ernestinum ihrem Gründer, dem Grafen Ernst von Schauenburg. Er verlegte das gymnasium academicum von Stadthagen 1621 nach Rinteln, stattete es mit den Einkünften aus dem ehemaligen Nonnenkloster aus und erlangte dafür die akademischen Privilegien⁶⁾. Die Anfänge der Universität waren sehr schwierig. Schon der Einfall des Herzogs Christian von Braunschweig 1623 löste sie fast auf. Das Restitutionsedikt von 1629 überwies die Einkünfte aus dem Nonnenkloster an Benediktiner, die sich 1630 zu Herren der Universität machten, sie in ihrem Sinne reformierend. Doch mußten sie infolge der Siege Gustav Adolfs wieder weichen. Aber in der Zeit ihrer Herrschaft, nämlich 1631, ist hier in Rinteln die *Cautio criminalis*, das oben genannte Buch des Jesuiten Grafen v. Spee, gedruckt worden.

Zwei Männer, die von Rinteln aus auf unser Land einwirkten, sind zu nennen. Josua Stegmann — in Sulzfeld bei Meiningen 1588 geboren — war schon in Stadthagen Lehrer der Anstalt und siedelte mit ihr nach Rinteln über⁷⁾. Ihm war diese Hochschule keineswegs,

³⁾ Vgl. *Evang. Monatsbl.*, März 1894, S. 4.

⁴⁾ *Eholuck, Akad. Leben II*, S. 96.

⁵⁾ Er erzählt aus seinem dortigen Studentenleben, daß der Wirt, vor der Schenke stehend, den Studenten zugerufen habe: *Venite, Bursæ, bonus Mindensis et novem oculi*. Goedecke und Littmann, *Deutsche Dichter des 17. Jahrh.*, Bd. 15, S. XIV.

⁶⁾ Das Kloster wird von Hamelmann erwähnt. *Opp.* S. 656.

⁷⁾ *Dolle, Lebensbeschreibung der Prof. der Theol. zu Rinteln, Bückeburg, 1751*, S. 107 f.

wie man sie wohl nannte, ein Paradisus Ernestinus, sondern eine Schule des Leidens. Er bewies sich als tapferer Mann in der Zeit der Verfolgungen, als die Benediktiner Herren in Rinteln waren, aber starb aus Gram über erlittene Mißhandlungen schon 1632.

Er war ein innig frommer Mann, der in seinem Wandel sein Christentum bewies. Er dringt in der Weise des späteren Pietismus auf ein „tätiges Christentum“ und hatte eine sonderliche Gebetsgabe. In Predigten und erbaulichen Schriften strafte er die Sünden der Zeit⁸⁾. „Wir sind ärger als die Heiden,“ sagte er, „jene entschuldigt des Gesetzes Unwissenheit, uns klagt unsre Kenntnis des Gesetzes an. Sene lieben das Böse anstatt das Gute, weil sie nicht wissen, was gut ist. Wir aber wissen es wol und dennoch wollen wir es nicht tun. Darum sind wir ärger als die Barbaren, schlimmer als die Heiden und halsstarriger als die Juden.“

Stegmann muß die Schriften Phil. Nicolais gekannt haben. Er entlehnt von ihm den Anfang des Liedes: So wünsch' ich nun ein gute Nacht. Er gebraucht auch sonst Nicolais Lieblingsausdrücke wie „Mundboten“ für Apostel. An Nicolai erinnert sein Gebet⁹⁾: „Herr Jesu, du Doktor mit der gelehrten Zunge, siehe an unsre Not und hilf uns. Die Kirche stehet wüste und weinet bitterlich. Die Mundboten des Heils gehen traurig“ usw. Diesem Gebet ist sein bekanntestes Lied: „Ach bleib mit deiner Gnade“, das 1629 veröffentlicht wurde, angehängt. Mehrere seiner Lieder gingen in das Ravensbergische (1692, 1715), das Herforder und andere Gesangbücher über. Eins dieser Lieder heißt: „Frühlingslust über Hohelied 2, 11 und 12“¹⁰⁾:

1. Sei wolgemut, laß Trauern sein,
auf Regen folget Sonnenschein.
Es gibt doch endlich noch das Glück,
nach Toben einen guten Blick.

2. Wenn hat der rauhe Winter sich
an uns erzeiget zorniglich,
bald wieder die Sonne höher steigt
und alles fröhlich sich erzeigt.

⁸⁾ Arnold, Unparteiische R. u. Rezerhft. II, 17, Kap. V, 20, S. 932.

⁹⁾ Koch, Kirchenlied 4, S. 23.

¹⁰⁾ Ravensberg 1692 u. 1715, S. 480.

3. Favonius (Föhn), der zarte Wind
auf harten Frost sich wiederfindt.
Das Eis muß alsdann zergehen
und kann der Schnee ganz nicht bestehn.

4. Die Vöglein, so sich in den Bäumen
verkrochen hatten insgeheim,
sich wieder in die Lüfte schwing'n
und ihrem Schöpfer ein Liedlein sing'n.

5. So stell du auch dein Trauern ein,
mein Herz, und lass' dein Zagen sein.
Vertraue Gott und gläube fest,
daß er die Seinen nicht verläßt.

Das ist anspruchslose Poesie, aber gerade sie bezeichnet den demütig frommen Sinn des Dichters. Und so ist er ein Segen unseres Landes geworden. Und Stegmann wiederum hat sich an dem größten Westfalen genährt (Philipp Nicolai).

Neben Stegmann, der an dem Wiederaufbau des geistlichen Jerusalems mit der Kelle arbeitete, tritt ein anderer, der das Schwert trägt zur Abwehr der Feinde: Joh. Gisenius. Geboren 1577 in Dissen im Osnabrückschen, besuchte er das Gymnasium zu Lemgo und erhielt sich durch Teilnahme am sogenannten Kurrende-Singen notdürftig. Er studierte dann zu Wittenberg, wo er von 1605 an als Mag. phil. selbst las¹¹⁾. Im Jahre 1610 kam er als Rektor der Schule wieder nach Lemgo. Das war die schwere Zeit, als Graf Simon VI. den Glauben seines Ländchens vergewaltigte und Lemgo in Waffen ihm widerstand. Da bedurfte man der Männer wie Gisenius. Er ging darauf als Professor 1615 nach Gießen und 1619 nach Straßburg, um 1621 nach Rinteln überzusiedeln. Was ihn zu diesem Wechsel veranlaßte, war wohl, daß die Straßburger Schule, bisher nur ein gymnasium academicum, erst in diesem Jahre Universität wurde, also gleichzeitig und vielleicht einige Monate später als Rinteln. Er selbst freilich beruft sich auf das Zureden seiner Frau, die an der westfälischen Heimat hing¹²⁾. Er trat in Rinteln als Professor primarius ein und ernannte alsbald seine beiden Kollegen zu Doktoren der Theo-

¹¹⁾ Dolle a. a. O., S. 18 ff.

¹²⁾ Dolle, S. 28: Eva Adamum seduxit ex paradiso, quasi extraxit.

logie. In Kinteln erlitt er dasselbe Martyrium wie Stegmann, ja er brachte als rector magnificus ein Jahr im Gefängnis in Minden zu¹³⁾.

Er ist anders als Stegmann, mehr ein Mann der Kirche als des religiösen Lebens. Tholuck¹⁴⁾ wird ihm nicht gerecht. Er stand weithin in höchstem Ansehen. Nach Osnabrück wird er 1634 berufen, dort die durch die Gegenreformation zerstörte Kirche wieder zu bauen; dann wird er Superintendent der Grafschaft Schauenburg. Als die Universität Kinteln 1641 erneuert wird, ist er der einzige Professor der Theologie (bis 1646). Er kann sich rühmen, nicht eine einzige Stunde veräußt zu haben. Trotzdem wird er 1652 entlassen und geht nach Lokkum, wo er drei Jahre bleibt, um mit dem Grafen von Schauenburg um sein nicht gezahltes Gehalt zu kämpfen. Er geht bis an den Kaiser, der ihm hilft. Von Lokkum aus steht er 1654 in Freundschaft mit dem Superintendenten Jul. Schmidt in Petershagen¹⁵⁾. Endlich stirbt er lebenssatt 1658 und wird in St. Marien zu Lemgo begraben¹⁶⁾.

Daß die Beziehungen Kintelns zu unserem Lande eng waren, beweisen auch die vielfachen Promotionen, durch die Minden=Ravensberger zu akademischen Würden erhoben wurden. Adam Werkamp zu Hausberge wurde hier 1652 Magister¹⁷⁾, ebenso Jul. Schmidt, Superintendent in Minden, Joh. Daniel Softmann an St. Simeon in Minden¹⁸⁾ und manche andere. Georg Dreckmann wurde 1652 in Kinteln ordiniert¹⁹⁾.

Für die weitere Erziehung des jüngeren Pfarrergeschlechts wie als Vorbilder für das amtliche und persönliche Leben auch des älteren Geschlechts sind die an der Spitze stehenden Geistlichen von größter Bedeutung. Die mindischen Superintendenten seien zuerst genannt.

Julius Schmidt ist 1618 in Celle geboren. Die Familie hieß eigentlich Luther, erhielt aber von dem in ihr üblichen Handwerk den anderen Namen. Doch gab die noch nicht erloschene Erinnerung dem geistlichen Sohne des Hauses später gern den Namen des mindischen Luther²⁰⁾.

¹³⁾ Tholuck, Akad. Leben II, S. 97.

¹⁴⁾ Akad. Leben I, S. 84 f.

¹⁵⁾ Schlichthaber V, S. 52.

¹⁶⁾ Dolle, S. 46 ff.

¹⁷⁾ Dolle, S. 54.

¹⁸⁾ Am 1665, Niemann, Simeonskirche, S. 27.

¹⁹⁾ Niemöller, Jahrbuch 1901, S. 202.

²⁰⁾ Schlichthaber IV, 5, S. 59 u. 81.

Der fromme Vater bestimmte den Sohn von Kind auf zum geistlichen Amte. Schmidt schildert in seiner Selbstbiographie sein Schülerleben und damit die Gefahren dieses Lebens in damaliger Zeit. Er zieht von einer Stadt zu der anderen. Er hat bald treue, bald untreue praeceptores und bemerkt von seiner Schulzeit in Braunschweig: „Wenn mich die Furcht Gottes nicht gehalten hätte, wäre ich desperat geworden.“ Im Jahre 1636 kommt er, 18jährig, nach Celle zurück und predigt zum erstenmal. Er tut es zur herzlichen Freude seines anwesenden Vaters, der es sehen darf, daß sein Sohn wohlgeschickt zum Predigtamte ist. Erst 1637 bezieht er die Universität Rostock. Er tritt nach der noch heute vorhandenen studentischen Sitte einer Korporation bei, und zwar der „braunschweig-lüneburgischen Nation“, findet aber, daß in dieser „Kommunität viel Lörlichkeiten“ getrieben werden. Doch hört er fleißig Kolleg und predigt auch öfter. Schon 1638 erhält er eine Informatorstelle, ja im folgenden Jahre wird ihm ein Pfarrdienst bei Nienburg und dabei des Pastors Tochter angeboten — trotz seiner Jugend, ist er doch erst 21 Jahre alt. Er verzichtet jedoch und wird 1643 Feldprediger in einem schwedischen Regimente. Im Jahre 1644 erwirbt er den akademischen Grad eines Magisters zu Rinteln. Zugleich verlobt er sich mit der „gottesfürchtigen und züchtigen“ Tochter des Pastors Sarnighausen zu Lavelsto und erhält 1646 die Pfarre in Petershagen. Er bleibt aber zunächst in den persönlichen Diensten des schwedischen Generals von Steenbock.

Auch vom Kriege, der schon, so lange er lebte, in Deutschland tobte, sieht er sein Teil. Er zieht mit seinem Regiment aus Minden im Jahre 1646. „Lemgo wird berennet und mit stürmender Hand erobert: da ging es kläglich zu.“ Er zieht mit bis Amoenburg, wo er in der „päpstlichen“ Kirche predigt. Die war einst von Bonifatius gegründet und gehörte zum Erzstift Mainz. Nun hat er, zumal er körperlich den Anstrengungen des Krieges nicht gewachsen war, genug davon und übernimmt seine Pfarre in Petershagen. Aber auch da ist er oft in Lebensgefahr: man versucht, ihn zu vergiften, ein Bauer fällt ihn mit der Sense und ein trunkener schwedischer Reiter mit dem Degen an²¹⁾. Er ist ein Mann von tiefer Frömmigkeit, der in herzlichem Gottvertrauen seinen Weg geht und tief in den evangelischen Heilsglauben an die Rechtfertigung allein aus Gnaden gegründet ist. Das ist schon

²¹⁾ Schlichthaber a. a. O., S. 51, 29, 44.

ein Erbe seines Vaters, der sterbend sagt: „Ich will alle meine Sünden Christo Jesu aufladen, der hat einen starken Rücken.“ Er ist auch voll Demut. Bei seiner Ernennung zum Superintendenten bittet er, ihn zu verschonen und eine geeignete Person zu wählen. Die Fassung der Bitte macht nicht den Eindruck, als käme sie aus einem unwahrhaftigen, eitlem Herzen. Gern würde man über seine Stellung zu den Hegenprozessen etwas erfahren, die zu seiner Zeit stark in Schwange waren. Leider hat Schlichthaber alles darauf Bezügliche von seiner Wiedergabe ausgeschlossen²²⁾.

Musterhaft war seine Amtsführung. Der Große Kurfürst bestätigte ihn 1650 in seinem Amte als Superintendenten. Er aber hält die Huldigungspredigt und sagt nachher in seiner Anrede an den Kurfürsten im Namen der Geistlichkeit²³⁾: „Wir freuen uns sehr, daß Ew. Kurfürstliche Durchlaucht, nachdem wir bis da als verirrte Schafe ohne einen beständigen Hirten in der Irre gegangen sind, unsre hohe Landesobrigkeit werden.“ Er gelobt treue Fürbitte, daß „das Land bis an den letzten Tag beim hohenzollernschen Stamme bleibe“. Es ist die Zeit des innerevangelischen Konfessionsstreites, dem später ein Paul Gerhardt in Berlin zum Opfer fiel; auch ihm wird zwei Jahre lang sein Gehalt einbehalten; aber auch da steht er wie ein Mann und erklärt²⁴⁾: „Ich mag nicht so stracks von der Schildwache weglaufen.“

Vor allem ist bemerkenswert, wie er sein Amt geführt hat. Es ist die Zeit nach dem verheerenden Dreißigjährigen Kriege. Der kirchlich-religiöse Verfall ist riesengroß. Er wendet sich an das Gewissen der Geistlichen: sie sollen treue Hirten sein und ihren Gemeinden mit Wort und Vorbild vorangehen. Er ruft die Hilfe des Kurfürsten wie der Mindener Regierung²⁵⁾ zumal gegen die allgemeine Sonntagsentheiligung an. Er schärft den Gemeinden das Gewissen, indem er die häufigen Feuersbrünste der Zeit als Strafen Gottes deutet. Er beruft schon 1649 seine Geistlichkeit zu einer Synode nach Petershagen, an der 20 Pfarrer teilnehmen²⁶⁾, zu beraten, was gegen die Not der Zeit zu tun sei. Man beschließt Einführung von Kirchenvisitationen und ernsthafte Kirchenzucht. Schon 1655 führt er die Kon-

²²⁾ a. a. O., S. 58.

²³⁾ Schlichthaber, S. 120.

²⁴⁾ Schlichthaber, S. 51. Anm.

²⁵⁾ Schlichthaber V, S. 117.

²⁶⁾ Schlichthaber V, S. 106 f.

firmation ein, schreibt auch einen Katechismus²⁷⁾. Der Katechismus wurde nicht gedruckt, weil der reformierte Hofprediger dagegen protestierte (1679). Mit den einzelnen Pfarrern steht er in regem, seelsorgerlichen Verkehr, die einzelnen aufzurichten oder auch wohl zu demütigen.

Es liegt uns nur eine Predigt von ihm gedruckt vor, die uns trefflich in seine Art schauen läßt. Sie ist in Minden gedruckt und hat den Titel „Feuer- und Flammenspiegel“ (Minden 1670) und knüpft an das Wort Luk. 16, 24: ich leide Pein in dieser Flamme, an²⁸⁾.

Auf Julius Schmidt folgte als Superintendent Lic. Kaspar Friedrich Pfeil. Er entstammte einer Burgmannsfamilie in Petershagen. Die Burgmannen waren zum Schutze dieser bischöflichen Burg bestellt und galten als dem adeligen Stande zugehörig. Der Name kommt hier in niederdeutscher Form noch 1566 vor²⁹⁾. Der Burgmannshof aber kam im Erbgang an den Schwager Pfeils, Nagel³⁰⁾. Seine Brüder waren Domherren zu Minden. Er selbst, geboren 1630, studierte in Kinteln und wurde 1663 Kaplan zu Petershagen und damit Kollege des Superintendenten Schmidt, dem er als Schüler Kintelns von vornherein verdächtig war. Denn diese Universität, deren Landesherr der reformierte Landgraf von Hessen war, galt in der Lehre nicht für zuverlässig. „Er aber stellte sich, wie Schmidt schreibt³¹⁾, als wäre er der Kintelnischen Heuchelei ganz zuwider“ und gelobt, daß „er lutherisch sein, bleiben, lehren, leben und sterben wolle“. Offenbar hat er die Gunst des Großen Kurfürsten, der ihm schon 1666 einen Sitz im Konsistorium übertrug und ihn 1680 zum Nachfolger Schmidts macht. Er stirbt 1689.

K. Fr. Pfeil ist hier doch nicht wegen seiner eigenen Bedeutung erwähnt; aber er hatte einen Enkel, der der Erwähnung wert ist und den wir, obwohl er nach Württemberg verschlagen war, als Kind unseres Landes begrüßen dürfen. Es ist Christ. Karl Ludw. von Pfeil, der Dichter der beiden Lieder „Betgemeinde, heil'ge dich“ und „Wohl einem Haus, da Jesus Christ“.

Er siedelte später ins ansbachische Gebiet über und trat in königlich preußische Dienste unter Friedrich dem Großen. Er sprach in einem

²⁷⁾ Jahrbuch 1914, S. 199.

²⁸⁾ Vgl. Jahrbuch für westf. Kirchengesch. 1924, S. 48 ff.

²⁹⁾ Culemann, Mind. Gesch. V, S. 46.

³⁰⁾ Schlichthaber V, 2, S. 133.

³¹⁾ Schlichthaber a. a. O., S. 135.

besonderen Liebe sein Gebet um einen königlichen Sinn aus. Die Schlußstrophe lautete:

Sib, daß ich ungeschreit allzeit dich frei bekenne;
 dich meinen Herrn und Gott und meinen König nenne,
 der mir um keine Gunst des großen Königs feil,
 denn du, Herr, bist allein das Ziel von einem Pfeil.

In Ravensberg beginnt die Reihe der Superintendenten (1652) Hildebrand Frohne³²⁾. Bedeutender ist Christian Nisanius³³⁾. Er entstammte einem evangelischen Pfarrhause in Marne (Dithmarschen). Seine Lebensbeschreiber vergessen nicht zu bemerken, daß die Mutter aus dem Geschlechte des kursächsischen Kanzlers Bayer war, der einst 1530 vor Kaiser und Reich die Augsburgische Konfession verlesen hat. Sein Taufpate war der dänische König Friedrich III., zugleich Herzog von Holstein, dem sein Vater als Feld- und Hofprediger König Christians IV. bekannt geworden war. Nisanius hat viele Universitäten besucht, war zuletzt in waldeckischem Kirchendienst und kam 1664 als Superintendent nach Bielefeld. Er hat mancherlei geschrieben, unter anderem zwei Traktate, in denen er bewies, daß Karl der Große „in den meisten Glaubensartikeln kein Papist“ war³⁴⁾. In die labadistischen Streitigkeiten in Herford griff er ein mit zwei Schriften: „Bedenken von der neuen Religionsversammlung der Schürmannin“, Bielefeld 1671, und „Mataeologia Labadiana“ (Nichtigkeit der Labadisten), Minden 1673³⁵⁾. Aber er schrieb auch einen „Fragkatechismus“ und den erbaulichen „Frommer Christen Lebenswandel“³⁶⁾ wie eine „Erklärung des Johannes-Evangeliums“. Ein der Leichenrede Hoffbauers

³²⁾ Schlichthaber, Entwurf, S. 17 ff.

³³⁾ Angewiß ist, wie dieser Name deutsch heißt, denn er ist offenbar die klassische Übersetzung eines deutschen Namens nach damaliger Gelehrten-sitte. Man nimmt den Namen „Neukirch“ an und weist auf das Wappen, in dem eine Kirche dargestellt war. Sander, Ravensb. Bl. 1906, Nr. 12. Schubart, Topograph. Beschreibung, S. 171. Die richtige Übersetzung von Neukirch wäre etwa Neofanius, vgl. Rehmeyer, Braunsch. III, S. 139 und IV, S. 175, doch auch er entspricht dem dann zugrunde liegenden novum fanum nicht. Vielleicht darf man eher an das griechische Νίγας = Schnee denken. Man ging bei diesen Übersetzungen oft recht gewaltsam mit den Worten um: so wurde aus Schneefing ein Chiomusius = χιων Schnee und μούσα Gesang.

³⁴⁾ Schlichthaber, Entwurf, S. 19. Hoffbauer, Leichenrede auf Nis., Personalia S. 96. Vgl. Hagedorn, Herf. Kirchengesch., S. 67 ff.

³⁵⁾ Schlichthaber a. a. O., S. 19 f.

³⁶⁾ Hoffbauer a. a. O., S. 97 f.

(S. 104) angehängtes „Epicidium“ — Nachruf — feiert ihn als orthodoxiae lumen et columen, der Rechtgläubigkeit Licht und Säule. Aber schon bei Lebzeiten redet Pastor Löning in Borgholzhausen mit hoher Verehrung von ihm³⁷⁾. Im Ravensbergischen Gesangbuch von 1692 steht ein Lied von ihm, „O großer Gott vom Himmelsthron“, das nicht gerade von hohem Wert ist. Sein Lebenssprüchlein und Symbol war das seinen Namen deutende *Christe, ne servum tuum linguas solum*, Christus, laß deinen Knecht nicht allein. Er war Superintendent 1664—1689. Man darf ihn als Wegbereiter des Pietismus in unserem Lande bezeichnen.

Wesen und Bedeutung des Pietismus.

Die kirchliche Arbeit, die nach dem Kriege einsetzte, konnte nicht ohne Frucht bleiben. Und diese Frucht war nicht bloß die äußerliche Ordnung, die mit Hilfe des Staates sich erzwingen ließ, sondern es läßt sich auch bald eine Erwärmung innerlicher Frömmigkeit merken. Freilich konnten die ersten Jahrzehnte nach dem Kriege es nur zu Anfängen bringen: aus ihnen aber erwuchs allmählich eine Bewegung, die tief in unser Volksleben drang: der Pietismus.

Der Pietismus ist nicht eine bloß kirchliche Erscheinung, die man aus dem Zusammenhang des gesamten Geisteslebens lösen könnte. Er reiht sich in gewissem Sinne durchaus ein in die Entwicklung der Zeit; andererseits liegen seine Wurzeln in den Erfahrungen, die der Krieg gebracht, wie in jener Veranlagung unserer Volksseele, von der der „Heliand“ schon zeugt. Aber der Zug der Zeit läßt sich doch auch nicht verkennen: „Die epische Zeit läuft ab und eine lyrische zieht herauf³⁸⁾.“ Im Epos tritt der Erzähler zurück, seine Person verschwindet vor den Taten, die er berichtet, es ist objektiv. Der Lyriker aber läßt umgekehrt sein Ich hervortreten und spricht nicht die Dinge an sich, sondern seine Empfindungen ihnen gegenüber aus. Der Altprotestantismus war im ganzen noch auf den epischen, kirchlich objektiven Ton gestimmt; im Pietismus tritt das Subjektive des inneren Erlebens und Empfindens mit großer Kraft hervor. Die Herrschaft der kirchlichen Institutionen, Sakramente, Dogmen erweicht sich³⁹⁾. Die reine Lehre,

³⁷⁾ Löning, Beweis, daß die Bibel Gottes Wort sei, 1684, S. 42.

³⁸⁾ Gustav Freytag, Neue Bilder aus dem Leben des deutschen Volkes, Leipzig, Hirzel, 1862, S. 188 f.

³⁹⁾ Horst Stephan, Handbuch der Kirchengesch. 4, S. 46.

das bisherige Palladium der Kirche, steht nicht mehr wie bisher im Vordergrund, wengleich die ersten Pietisten noch ängstlich genug ihre Übereinstimmung mit ihr betonen. Die konfessionellen Grenzen sind durch den Westfälischen Frieden fest bestimmt, wenn es auch immer noch ein Hinüber und Herüber gibt und gerade jetzt eine Zeit von fürstlichen Konversionen einsetzt. Das Bedürfnis des kriegerischen Hüteramtes wird doch nicht mehr so empfunden wie vor dem Kriege. Man ist vielmehr müde des polemischen Gezänkes. Schon erheben sich auch geistige Mächte anderer Art, die ungläubige Philosophie des Westens klopft, Einlaß begehrend, an die Pforten Deutschlands. Da haben die bisherigen Gegner Ursache, zu überlegen, ob sich nicht eine gemeinsame Front gegen den neuen Feind empfehle. Der Streit um die reine Lehre ebbt ab.

Auch auf dem Gebiete des Gottesdienstes tritt ein Wandel ein. Die bisherige Gemeindefeier, die, was die Jahrhunderte in Lied, Gebet und feindurchdachten Liturgien erfunden hatten, vor den Thron Gottes brachte, wird allmählich der bisherigen Formen müde. Es ist wahr, im lutherischen Gottesdienste sind von ihrer provisorischen Ordnung in der Reformationszeit her zwei Gegensätze verbunden, die sich ausschließen: die Anbetung und die Belehrung oder Erweckung. Man hat diese Gegensätze auch genannt „die prinzipielle und die pädagogische Auffassung des Gottesdienstes“⁴⁰). Während nach der letzteren „der große Haufen“ als erziehungsbedürftig dargestellt wird, soll er nach der ersteren schon die Gemeinde der Heiligen sein. Man wird entweder beide Teile voneinander scheiden müssen, so daß man liturgische Gottesdienste der Anbetung und andererseits Predigtgottesdienste zum Zweck der Erweckung erhält, wie man neuerdings vorschlägt, oder man wird der Predigt den Charakter der Kultuspredigt geben müssen, die die anbetende Feier nicht stört. Der Pietismus aber fand ein verrohtes Volk: es war natürlich, daß ihm die sittlich-religiöse Erziehung und Hebung vor allem am Herzen lag. Aber den Vorwurf wird man ihm machen dürfen, daß er, statt das liturgische Moment in besonderen Feiern zu pflegen, es versinken und abhanden kommen ließ und so — als Wegbereiter der Aufklärung — die spätere gottesdienstliche Sde herbeiführen half. Aus dem Gottesdienst wird eine „Erbauungsstunde“; aus der zu Gott sich erhebenden, himmelanstrebenden Anbetung wird ein Sichversinken und Prüfen der eigenen Herzenstiefen.

⁴⁰) Horst Stephan, Handbuch IV, S. 53.

Das Subjektive klingt in den Predigten durch, die sich nicht mehr, wie das bisher ausschließlich der Fall war, an die Perikopen binden; die Lieder werden aus „Wir-Liedern“, in denen die Gemeinde ihr Bekenntnis ausspricht, zu „Ich-Liedern“, in denen die geistliche Erfahrung und fromme Stimmung des einzelnen sich kundtut. Die Dome werden zu Betfälen und die ecclesia zur ecclesiola. Der protestantische Individualismus kommt zu seiner religiösen Ausgestaltung. Die Privatbeichte, die gewiß vielfach zu einem bloß kirchlichen Akte erstarrt war, fällt allmählich dahin. An ihre Stelle treten die Konfirmation nach vorausgegangenem pfarramtlichen Unterricht und die Hausbesuche, die zu seelsorgerlichen Unterredungen werden.

Der äußerlich nachweisbare Quell, aus dem der pietistische Strom sich auch in unser Land ergoß, war wiederum eine Universität, und zwar die vom Pietismus gegründete zu Halle. Klostern trat zurück. Rinteln hatte sich kirchlich verdächtig gemacht: man bezichtigte es insgeheim kalvinistischer Neigungen. Duisburg hatte ausgesprochen reformierten Charakter. Der Ruf Halle's aber ging durch die Lande: wer hätte nicht von Aug. Herm. Francke und seinem Waisenhause gewußt! Die westfälischen Theologen gingen nach Halle. Von hier aber kamen sie zurück voll des Geistes, der zu den Füßen der hallischen Meister über sie gekommen war. Matthias Dreckmann war schon vor 1680 Schüler des Gymnasiums zu Halle⁴¹⁾. Der spätere Superintendent Burggraf erfuhr um 1700 am Dreikönigstage in Halle „die Gnade Gottes an seiner Seele“ mit besonderer Kraft. Bernh. Georg Dreckmann erlebte hier die entscheidendste Stunde seines Lebens⁴²⁾. Daß Weihe von Halle kam, war das Gegebene. Der Besuch Halles von Westfalen war das ganze 18. Jahrhundert selbstverständlich. So studierte hier Otto Siegm. Borgstätte, seit 1715, Pastor zu Hille⁴³⁾, noch 1766 Joh. Christ. Scherr, später Pfarrer zu Neustadt-Bielefeld⁴⁴⁾, und viele andere.

Aber der Pietismus kam noch aus anderen Quellen. Wenigstens ein Wegbereiter für ihn in das Ravensberger Land war der Labadismus in Herford. Jean de Labadie war ein französischer Jesuit gewesen. Zweierlei kennzeichnet seine Frömmigkeit von Jugend auf (geb. 1610, gest. 1674): der Zug zu mystischer Versenkung — er war auch Dichter

⁴¹⁾ Schlichthaber, Entwurf, S. 25.

⁴²⁾ Schlichthaber a. a. O., S. 33 u. 34.

⁴³⁾ Schlichthaber II, S. 206.

⁴⁴⁾ Jordan a. a. O., S. 52.

tiefinniger Lieder — und der glühende Drang nach Betätigung im Dienste Christi — er konnte sich nicht genug tun in Volkspredigt und Kinderlehre⁴⁵⁾. Im Jahre 1635 wurde er Priester. Bezeichnend für ihn ist, was er von seiner Empfindung während des Aktes der Priesterweihe sagte⁴⁶⁾. Er fühlte, daß Christus ihm mehr die Hand auflegte als der Bischof, und daß die innere Salbung, mit der die Heilige Dreieinigkeit sein Herz übergieß, viel kräftiger ihn berührte als das Öl des Bischofs.

Vom Orden löste er sich innerlich früh. Ihm mißfiel⁴⁷⁾ „die scholastische, trockene, zänkische und eitle Art, womit er von göttlichen Dingen handeln sah, so daß sein Herz darüber von Schmerz durchdrungen und mit einem heiligen Ekel davor angefüllt war“. Als sein Ideal erstand vor ihm die erste christliche Gemeinde zu Jerusalem, und daraus erwuchs ihm, was er als seine Lebensaufgabe erkannte, die Pflicht, die gefallene Christenheit seiner Tage zu diesem Ideal zurückzuführen. Er verließ seinen Orden (1639) und suchte als Weltgeistlicher zu evangelisieren. Mit großem Erfolge durchzog er Frankreich. Schon früh berührte er sich mit dem französischen Calvinismus, zu dem ihn die strenge Kirchenzucht zog. In Montauban fand er die reformierte Gemeinde zwar nicht auf der von ihm gewünschten Höhe, aber doch die kirchlichen Handhaben zu ihrer Erneuerung: so trat er 1650 über. Auf der Reise nach London hielt man ihn 1659 in Genf fest, wie man einst Kalvin festgehalten hatte. Er blieb bis 1666, um in der wieder verweltlichten Stadt Kalvins sein mystisch-asketisches Lebensideal zu verwirklichen. Hier hat Spener ihn kennengelernt und lebenslängliche Eindrücke von ihm empfangen⁴⁸⁾. Labadie ging 1666 als Prediger an die wallonisch-reformierte Gemeinde in Middelburg in Holland und gewann hier die Anna Maria von Schürman, jene berühmte Frau, die ein Wunder der Zeit durch Gelehrsamkeit war, ganz für sich. Man nannte sie die zehnte Muse und die vierte Huldgöttin (Gratie)⁴⁹⁾. Hase nennt sie, ohne ihr gerecht zu werden, einen „frommen Blaustrumpf“.

⁴⁵⁾ Arnold, Kirchengesch. u. Rezerchistorie IV, S. 1302f.; Ritschl, Pietismus I, S. 194—268.

⁴⁶⁾ Goebel, Christl. Leben II, S. 187, Anm.

⁴⁷⁾ Arnold a. a. O., IV, S. 1305.

⁴⁸⁾ Walch, Streitigkeiten außerhalb der luth. Kirche IV, S. 857.

⁴⁹⁾ Walch a. a. O. IV, S. 862, u. Weddigen, National-Kal. 1804, S. 156 u. besf. 165—168.

Die Schroffheit Labadies führte auch in Middelburg zu seiner Absetzung durch die Classis (1670). Er folgte daher mit seinen Anhängern einer Einladung der Äbtissin des freiweltlichen Stiftes zu Herford, der Pfalzgräfin Elisabeth, der Tochter des „Winterkönigs“, in das „wüste Westfalen“⁵⁰⁾. Es entstand in Herford eine labadistische Gemeinde oder „Familie“, in der Labadie als „Papa“ und Anna Maria von Schürman als „Mama“ galt. Es kamen mit Labadie etwa fünfzig Gemeindeglieder und fünf Pastoren, um zwei Jahre hier zu bleiben. Man führte eine gemeinsame Haushaltung und hatte unter sich volle Gütergemeinschaft⁵¹⁾. In Herford erregte die Gemeinde großen Anstoß. Mit Recht. Das vertraute Zusammenleben der verschiedenen Geschlechter mußte Anstoß erregen, den man geflissentlich durch Verschmähung der kirchlichen Trauung nährte. Labadie selbst lebte in heimlicher Ehe. Erst die Pfalzgräfin Elisabeth mußte die öffentliche Trauung fordern.

Auch die Art des Gottesdienstes mußte bei den nüchternen Westfalen Bedenken erregen: die Andacht artete gelegentlich in mystischen Tanz mit Sauchzen und Küssen aus⁵²⁾. Dagegen erhoben sich ernste Bedenken von verschiedenen Seiten her: der ravensbergische Superintendent Nisanius wie der aus Herford stammende Pietist Christ. Holzhausen protestierten⁵³⁾.

Es tat not, daß man sich in Ravensberg gegen den Labadismus wehrte. Zwar war Labadie nur zwei Jahre in Herford — aber wie hat er in dieser kurzen Zeit gewirkt! Sein glühender Eifer, seine natürliche Beredsamkeit riß den Hörer mit sich. Darin sind die Berichterstatter einig, obwohl er französisch gepredigt haben muß, da er die deutsche Sprache nicht beherrschte. Es war also eine Verdolmetschung nötig. Oder handelte es sich bei den Hörern nur um solche gebildeten Standes, aber nicht aus der Bürgerschaft der Stadt? Übrigens waren unter den Pastoren der „Familie“ auch deutsche. So sammelten sich zu den labadistischen Versammlungen gegen 3—400 Menschen. Die Werbekraft der Bewegung drang auch auf das umliegende Landgebiet. In Sundern, einem Dorfe eine Stunde weit von der Stadt, gründete die Äbtissin der Gemeinschaft eine Zweigniederlassung⁵⁴⁾. Aber ihr

⁵⁰⁾ Goebel, Christl. Leben II, S. 236.

⁵¹⁾ Ritschl, Pietismus I, S. 230.

⁵²⁾ Ritschl I, S. 231. Hölscher, Gymnas.-Programm 1864, S. 6.

⁵³⁾ Walch IV, 822 u. 886.

⁵⁴⁾ Hölscher a. a. O., S. 13.

eigener Zeugegeist trieb die Heiligen, den geistlich Toten rings um sie her das Evangelium zu verkünden. Einer der Eifrigsten war Heinrich Schlüter, vordem reformierter Pastor zu Wesel: sein Eifer brachte ihn mit seiner Synode auseinander. 1670 kam er nach Herford. Über seine Werbetätigkeit im benachbarten Lippischen berichtet ein Schreiben des Amtsvogts Prange in Schötmar⁵⁵⁾. Schlüter benutzte eine geschäftliche Angelegenheit, um Schötmarshen Gemeindegliedern wie dem Diakonus Schemmel die Augen über das Verderben ihrer Kirche zu öffnen. Noch im Jahre 1695 wird im Braunschweigischen ein Père Blanche wegen labadistischer Umtriebe des Landes verwiesen. Da diese Landesverweisung sich in den lippischen Akten im Detmolder Archiv findet, ist anzunehmen, daß er auch dort zu wirken versucht hat.

Daher ist es nicht wunderbar, daß, als die Häupter längst von Herford nach Altona verzogen waren, Reste der Labadisten sich hier noch lange hielten. Die später bis in das 19. Jahrhundert in Minden-Ravensberg vorhandenen Quäker wird man als ihnen nahe verwandt ansprechen dürfen⁵⁶⁾. Weddigen zählt in seiner Geschichte von Ravensberg (1790) sieben Punkte auf, die man noch zu seiner Zeit den Labadisten schuld gab (II, S. 49), vor allem teilt er im Nationalkalender 1804 (S. 84—105) ein notarielles Protokoll von 1672 mit, aus dem ein deutliches Licht auf Lehre und Leben der Labadisten fällt. Danach ist die Ehe wohl erlaubt, aber nur die zwischen zwei Wiedergeborenen; wo nur ein Teil wiedergeboren sei, müsse er die Ehe lösen. Die Ehe der Ungläubigen sei eine „satanische Zusammenkunft“. Neben der Heiligen Schrift gebe es noch eine andere Offenbarung Gottes durch unmittelbare Erleuchtung, die allerdings nur den Führern zuteil werde⁵⁷⁾. Die Kirche ist die sichtbare Gemeinde der Wiedergeborenen, denen allein der Zugang zu den Sakramenten offen stehe, und sie ist eine heilige Bruderschaft, der es geziemt, gleich der ersten Christenheit alles gemeinsam zu haben. Aber der Gedanke der Gütergemeinschaft hat sich auch in diesem beschränkten Kreise solcher, die mit Ernst Christen sein wollten, als undurchführbar — als einen nicht einmal schönen Traum erwiesen.

Sehen wir noch einmal auf den Mann und sein Werk zurück, so tritt uns in Labadie eine faszinierende Persönlichkeit entgegen, die

⁵⁵⁾ Detmolder Archiv.

⁵⁶⁾ Pitaval 6, S. 274; Vorkommnisse in Zöllnbeck 1770.

⁵⁷⁾ Walsh IV, S. 873. National-Kal. a. a. D., S. 97.

ihres Eindrucks zumal auf weibliche Gemüther sicher war. Theilte er selbst die Seelen in Führer und Geführte⁵⁸⁾ und forderte er, daß die letzteren „sich in Glauben und Demut von den ersteren führen lassen müßten, ohne zu sehen und zu wissen, wohin“ — so war er ein geborener Führer. Aber es fehlte ihm auch nicht an den Fehlern, die solchen Charakteren anhaften. Auch sein begeisterter Lobredner, Goebel, beklagt seinen „Eigensinn und Hochmut“ (S. 220, 256). Seine Bedeutung für die Kirchengeschichte, zumal unseres Landes, ist trotz des baldigen Untergangs seiner Gemeinde nicht gering: er hat dem Pietismus den Weg gebahnt und dem noch späteren Rationalismus den Namen erfunden⁵⁹⁾.

Es wird nun zu zeigen sein, wie der geschichtliche Pietismus in unser Land kam und welches seine Träger waren. In Minden-Ravensberg gab es nicht, wie in der Grafschaft Mark, Synoden, die sich für oder gegen diese religiöse Bewegung hätten einsetzen können und die in ihren Verhandlungen uns deren Anwachsen zeigten. Die Konsistorien, die es in Minden wie in Ravensberg allein gab, waren rein weltliche Behörden, die sich auf Verwaltungsangelegenheiten beschränkten. So kam es hier in der Hauptsache auf die Geistlichkeit und die sie leitenden Superintendenten an. Die Bedeutung der letzteren kann nicht hoch genug veranschlagt werden. Ihnen ist es zuzuschreiben, wenn die pietistische Bewegung schon früh uns erreichte.

In Minden gilt als der erste Superintendent Mag. Ant. Bußmann seit 1605⁶⁰⁾: er ist aber in den Kriegswirrnissen nicht zu dauernder Wirksamkeit gekommen. Erst nach längerer Lücke folgte ihm 1645 Jul. Schmidt, dessen Nachfolger Kaspar Friedrich Pfeil 1680 wurde. Über sie ist schon oben geredet. Im Jahre 1689 wurde Lic. Adam Schermer Superintendent⁶¹⁾. Diese ersten Superintendenten waren ernste, treffliche Leute, sind aber dem Pietismus noch nicht zuzurechnen. Im Jahre 1717 erst wurde Mag. Joh. Henrich Rahmann an die Spitze der Geistlichkeit befördert⁶²⁾, an dem die den Pietismus kennzeichnenden Züge deutlich zu erkennen sind. Er ist 1676 in Minden geboren, stellt sich 1704 als neu ernannter Diakonus an St. Marien in Berlin „dem damaligen Konsistorialrat und Propst Spener vor, der

⁵⁸⁾ Goebel, Christl. Leben II, S. 214.

⁵⁹⁾ Goebel, Christl. Leben S. 223; Anm.

⁶⁰⁾ Schlichthaber, Mind. Gesch. IV, 13 ff.

⁶¹⁾ Schlichthaber IV, S. 151 ff.

⁶²⁾ Schlichthaber IV, 2, S. 155 ff..

ihn unter vielen Einsegnungen gleichsam schon einweihete, da er Alters halber die Introdution nachmals nicht verrichten konnte“. Rahmann erfreut sich der besonderen Gunst des Ministers von Igen, dem er auch das Diakonat an St. Marien in Berlin verdankt. Dankbar wünscht er ihm daher: „Der Herr unser Gott nehme ihn aus Gnaden auf, wie er mich armen Menschen aufgenommen hat, so werde ich ihn wahrhaftig unter der Menge der Erstgeborenen einstmals wiederfinden.“ Aber zu beten um diese Stelle wagt er nicht, weil er dachte, das „würde ein leichtsinniges, hochmütiges, ehrfüchtiges, folglich Gott mißfälliges Geschwäg“ sein. Er kommt dann als Superintendent nach Minden.

Schlichthaber spricht sich anerkennend über seine Tätigkeit aus.

Auch in die Grafschaft Ravensberg hat der Pietismus schon früh Eingang gefunden. Einer seiner ersten bedeutenderen Vertreter, Matthias Dreckmann, war seit 1695 Superintendent⁶³⁾. Mit seinem Namen spielte man schon damals: sein Lehrer auf dem Gymnasium zu Halle, dessen bester Schüler er war, nannte ihn Chrysauder = Goldmann; seine Verehrer in Lippstadt und Bielefeld, die zahlreich zu seinen Predigten kamen, nannten ihn „Dreckmann“, weil er die Leute in die Kirche zu sich trecke = ziehe. In Lippstadt, wo er an der kleinen Marienkirche stand, weiß man über ihn noch den zornigen Ausruf des Kollegen von der großen Marienkirche, der seine Gemeindeglieder an der eigenen Kirche vorüber zu ihm ziehen sah: „Gah ji my vörby nah den Jan van Labadie?“

Er war in Bielefeld eng befreundet mit dem ravensbergischen Landdrosten Clamor von dem Bussche, Erbherrn auf Ippenburg und Harlinghausen, dessen Frau eine Gräfin von Hoorn, früher Stiftdame in Herford und Freundin der Äbtissin Prinzessin Elisabeth war⁶⁴⁾. Ganz besonders lag ihm die Einführung der Hausbesuche, die Lieblingseinrichtung des Pietismus, am Herzen. Sie war fast das einzige Mittel persönlicher Einwirkung des Pfarrers auf seine Gemeindeglieder, nachdem die Privatbeichte zu bloßer Form erstarrt war. Dreckmann aber schrieb: „Ich glaube, daß es kein wirksameres Mittel gibt, das christliche Leben wiederherzustellen, wie die Hausbesuche⁶⁵⁾.“

⁶³⁾ Niemöller, Jahrbuch 1901, S. 202, und Zur Erinnerung an Pf. Gangolf Dreieichmann, S. 8 ff.; Jordan, Gesch. der Neustädter Kirchengesch. in Bielefeld 1903, S. 46 ff.

⁶⁴⁾ Wöhrmann, Blaukreuz 1920, S. 86.

⁶⁵⁾ Diss epistola de statu ecclesiae hodierno, S. 41, vgl. Tholuck, Das kirchliche Leben, II. 2. Abt., S. 103.

Bisher waren diese Hausbesuche wenig gepflegt, ja in Frankfurt a. M. — wie Spener seufzt — gar verboten⁶⁶⁾. Mit Aug. Herm. Francke stand er in persönlichem Verkehr. Francke, der ihn 1705 in Bielefeld besuchte, predigte am Dienstag vor Pfingsten in der Neustädter Kirche. In der breiten Straße wogte das Gewühl des Jahrmarktes; da riefen plötzlich die Glocken zur Kirche. Die Kunde, daß der berühmte Francke predige, leert mit einem Schläge den Jahrmarkt und füllt die Kirche, in der er „den Umständen des Jahrmarktes gemäß“ über den Kaufmann predigt, der gute Perlen suchte, und da er die eine köstliche Perle fand, alles verkaufte, was er hatte, um sie zu kaufen⁶⁷⁾.

Der Einfluß Dreckmanns auf die ravensbergische Geistlichkeit muß überaus gesegnet gewesen sein. Er hat ihrer 30 von 39 Pfarrern der Grafschaft ordiniert⁶⁸⁾. Er starb 1710.

Auf ihn folgte Mag. Theophil Fuhrmann für wenige Jahre (1710 bis 1718). An dessen Stelle trat 1718 auf Veranlassung Clamors von dem Bussche die bemerkenswerte Persönlichkeit des Mag. Israel Clauder, der freilich schon 1721 starb. Er war auf der Universität Leipzig unter dem bestimmenden Einfluß von Francke, Schade und Anton gekommen. Spener zog ihn näher an sich und wählte ihn zum Begleiter seines Sohnes auf einer Reise nach Livland. In dem gewaltigen Sturm, der das Schiff auf der Rückreise überfiel, hielt er sich an Psalm 107 und an das dem Paulus gegebene Wort⁶⁹⁾. Er bewährte sich in mancherlei Stellungen als trefflicher Seelsorger, Prediger und Christ. Seine Bielefelder Zeit trägt die charakteristischen Züge des Pietismus an sich⁷⁰⁾. Er strafte „die weltlichen Konventikel und Assambleen“ als fluchwürdig. Er vereinigte sich mit seinen Kollegen dahin, niemanden mehr bei den Kanzelabkündigungen von Todesfällen „selig“ zu nennen. Mit den Kandidaten der Theologie hielt er ein collegium biblicum, in dem er sie auf ihr künftiges Amt ernst und eifrig vorbereitete. Er nahm sich auch des Schulwesens an — jedes Schulkind erhielt unter anderem eine Bibel — wie des Armenwesens und hielt Hausabendandachten, die für jedermann zugänglich waren. Besonders wird seine Treue in Krankenbesuchen gerühmt. Er stand

⁶⁶⁾ Tholuck a. a. O.

⁶⁷⁾ Matth. 13, 45—46. Vgl. Jordan, S. 48.

⁶⁸⁾ Niemöller, Jahrbuch 1901, S. 221.

⁶⁹⁾ Apostelgesch. 27, S. 23.

⁷⁰⁾ Koch, Kirchentied IV, 779. Vgl. Dümpel in Ravensb. Blätter 1905, Nr. 7/8, Juli-August.

allezeit in tiefer Gelassenheit seinem Gott gegenüber: bekannt war seine Gebetsgabe. So ist er auch betend gestorben. Als er im November 1721 über Micha 6, 8, „es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist usw.“ predigte, sank er vom Schläge getroffen nieder. Beim Herannahen des Todes rief er: „Ach, lerni die Sterbeselektion beizeiten, man sagt sie nur einmal her⁷¹⁾.“ Er war verheiratet mit Agnes Holzhausen, der Tochter des aus Herford stammenden „ob fata bekannten Predigers in Frankfurt a. M.“⁷²⁾. Die ersten hallischen Missionare besuchten ihn auf ihrem Wege nach Frankebar in Bielefeld.

Er selbst hat seinen Lebenslauf aufgesetzt⁷³⁾. Er sagt darin: „In meiner Taufe habe ich den erbaulichen Namen Israel empfangen, davon ich manche Erweckung zum Guten, zum Glauben und Hoffnung gehabt; sonderlich hat mich die große Verheißung Gottes Röm. 11, 26, daß das ganze Israel noch sollte selig werden, öfters erquickt.“ Er ist auch Dichter des Liedes „Mein Gott, du weißt am allerbesten“⁷⁴⁾.

Nach dem Tode Clauders kam noch ein Brief von A. H. Francke an ihn, der auf die Nachricht von seinem Schlaganfalle alsbald geschrieben war⁷⁵⁾: „Geliebtester Bruder, demnach mir Herr Lüttgert dessen schweren Zufall berichtet, so kann ich nicht umhin, Er bleibe noch länger bei uns oder gehe hin zu Christo, daß er bei ihm sei immerdar, ihm zuzurufen: Sei gesegnet, mein Bruder, dem HErrn immer und ewiglich. Gesegnet sei Dein Ausgang und Eingang von Anfang bis hieher. Gesegnet seien alle Deine Worte, die Du gesprochen hast im Namen des HErrn, dem HErrn zu einer ewigen Frucht vor seinem Angesicht. Gesegnet sei Dein erbauliches Exempel, das Du nicht allein Deinen Zuhörern, sondern auch allen andern und vornehmlich denen Hörern gegeben hast. Dein Segen bleibe, und Dein Gedächtnis grüne in der Gemeinde des HErrn für und für. Es ruhe Dein Segen

⁷¹⁾ Krafft, Theol. Arbeiten XII, S. 164 f.; Göbel, Christl. Leben II, S. 654f.

⁷²⁾ Schlichthaber, Entwurf, S. 29.

⁷³⁾ Evang. Monatsblätter 1848, April, S. 114.

⁷⁴⁾ Vgl. Ravensb. Gesangbuch, Anhang Nr. 510, Schlichthaber, Entwurf 1756, S. 28, Anm. und Ravensb. Gesangbuch 1782, Nr. 310, dessen erste Strophe lautet:

Mein Gott, du weißt am allerbesten,
 Das was mir gut und nützlich ist;
 du bleibst, wenn auch die Not am größten,
 mein Helfer, wie du's ewig bist.
 Gib, daß ich einzig dir vertrau,
 und nie auf Menschenhülfe bau.

⁷⁵⁾ Schlichthaber, Entwurf, S. 30 ff.

auf Deiner gottseligen Gehülfin und auf Deinen Nachkommen. Der HErr regiere ihre Herzen, daß sie in Deinen gesegneten Fußstapfen allzeit bleiben, damit Niemand unter ihnen sich der Frucht Deines Segens verlustig mache.

Gefällt es dem HErrn, Dich wieder aufzurichten, so hebe er aufs neue an, Dein Amt mit herrlichem Segen zu schmücken. Er sei Dein Schild und sehr großer Lohn, darum daß Du erwählt hast viel lieber mit dem Volke Gottes Schmach zu leiden als der Welt zu heucheln und die Gunst derer zu haben, die nicht Christo, sondern dem Bauche dienen. Ja, Er sei selbst Dein sehr großer Lohn für Deine unermüdete Arbeit der Liebe und große Wolltat, die Du an den armen Gliedern Christi erzeiget hast. Dies ist mein Zuruf in dem HErrn, womit ich denselben in die Gnadenarme seines treuen Heilandes befehle als dessen treu ergebenster Aug. Herm. Francke, Halle, 26. Nov. 1721.“

Dieser Brief erscheint bezeichnend für den Schreiber wie für den Empfänger. Man versetze sich in die Lage des ersteren: würden wir nicht Klage um den allzu frühen Abschied, Schmerz um den Verlust, Versicherung treuer Freundschaft für alle Zeiten und dann wieder tröstende Worte von Überwindung des Todes, Durchhilfe durch die Sterbestunde, überhaupt persönlichere Klänge anklingen lassen? Aber diesen Pietisten war der Tod gar nicht ein völliger Abbruch des bisherigen, sondern ein ganz gewisser Durchbruch zu vollem Leben.

Unter den übrigen ravensbergischen Superintendenten sei nur noch der schon oben erwähnte Bernhard Georg Dreckmann genannt. Er folgte seinem größeren Vater freilich erst 1726 und starb schon 1730. Er war zuerst nur Inspektor der drei Ämter Ravensberg, Limberg und Blotho, während die Inspektion Sparrenberg dem damaligen Superintendenten Burggraf zustand. Er hielt die Leichenrede auf den Gönner seines Vaters, den schon mehrfach genannten Landdrosten Clamor von dem Bussche⁷⁶⁾, den er ausdrücklich seinen patronus nennt. Über seine in Halle 1708 gehaltene Dissertation ist schon oben geredet.

Die Stadt Herford unterstand nicht den ravensbergischen Superintendenten. Sie hatte ein durchaus selbständiges Kirchenwesen. Sie bewährt sich auch in der pietistischen Zeit als ein Quellort des neuen Erweckungslebens, wie die aus ihr hervorgegangenen Theologen zeigen

⁷⁶⁾ Schlichthaber, Entwurf, S. 35.

mögen. Der älteste von ihnen gehört noch der orthodoxen Zeit an, der folgende bezeichnet den Übergang zum Pietismus, in dessen Lager der dritte als Führer steht. Zuvor ist aber noch von der Frau zu reden, die auch geistig maßgebend an der Spitze der Stadt stand.

Die Äbtissin Elisabeth war die Tochter des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz. Die Mutter war eine Tochter König Jakobs von England, also eine Stuart. Und sie war es auch, die den Gatten antrieb, die Hand nach der böhmischen Königskrone auszustrecken und damit das Feuer des Dreißigjährigen Krieges zu entzünden. Sie mußte dann selbst mit ihm ins Elend gehen — nach Rhenen bei Haag in Holland, wo er 1632 starb. In der Geschichte blieb ihm der Name des „Winterkönigs“. Herbes Leid lag also über der Jugend der Prinzessin (geb. 26. Dezember 1618). Es gab ihr einen ersten Sinn, der sich früh den Wissenschaften zuwandte. Sie galt neben der Königin Christine von Schweden, der Tochter Gustav Adolfs, als eine der gelehrtesten Fürstinnen der Zeit. Der Philosoph Cartesius war ihr Lehrer, der doch gelegentlich sich auch von ihr geben ließ, und dem gegenüber sie ihren Glauben wahrte. Sie lebte nach Beendigung des Krieges eine Zeitlang am Hofe ihres Bruders Karl Ludwig von der Pfalz in Heidelberg. Aber dieser leichtfertige Hof war keine Stätte für sie. Sie ging wieder in die Fremde, nach Krossen und Berlin — der Große Kurfürst war mit ihr verwandt —, berührte sich aber auch mit dem bekannten Föderaltheologen Coccejus, der ihr seine Auslegung des Hohen Liedes widmete. Seitdem wurde der religiöse Gedanke mächtiger in ihr: sie studierte fleißig und ernsthaft die Heilige Schrift. Dem Großen Kurfürsten verdankte sie endlich, daß sie eine Heimat in Herford fand. Im Jahre 1661 wurde sie Koadjutorin und 1667 Äbtissin des Stiftes. Hier wurde sie belebender Mittelpunkt eines geistig regen Kreises. Man hat sie für ebenbürtig jener anderen Frau erklärt, deren Bild aus den Frühzeiten des Stiftes bis in unsere Zeit leuchtet, der Königin Mathilde, Gemahlin König Heinrichs und Mutter Ottos des Großen. Sie sind doch verschieden; eine Ähnlichkeit besteht nur in der geistigen Bedeutung und der christlichen Einstellung beider.

Elisabeth stand allezeit in gutem Einvernehmen mit den Pfarrern am Münster⁷¹⁾. Immer war sie bereit, auf ihre Wünsche zur Hebung des geistlichen Lebens in der Gemeinde einzugehen, regte sie auch wohl

⁷¹⁾ Wöhrmann, Elisabeth, S. 55 ff.

selbst an, und immer lag ihr am Herzen, die rechten Männer an ihre Münsterkirche zu ziehen⁷⁸⁾. So war sie es auch, die Holzhausen nach hier zog.

Ihr Interesse ging aber weit über enge parochiale Grenzen hinaus. Sie war befreundet mit ganz anders gerichteten Philosophen, wie Malebranche und Leibniz, mit Schwärmern wie Gichtel⁷⁹⁾. Dazu treten seit 1760 Beziehungen zu Labadisten und Quäkern, Franzosen und Engländern. Nationale Bande kannte sie nicht. Sie konnte sagen: „Das Evangelium ist ursprünglich aus England nach Deutschland gebracht worden, und auch heute ist es der Fall.“ Gewiß haftete an jener „westlichen Invasion“ viel Ungefundes, das wir ablehnen. Sie aber erwuchs an einem deutschen Fürstenhofs, der als erster die französische Sprache als höflich allein berechtigt einführte, und an der Hand einer englischen Mutter. Anna Maria von Schürmann, mit der sie schon von Holland her bekannt war, vermittelte seitens Labadies eine Bitte um Aufnahme in Herford. Die Äbtissin trat keineswegs zu Labadie und seinen Anhängern über, mißbilligte auch ihre Ausschreitungen, hätte sie aber wohl länger geduldet, wenn es der Unwille der herfordischen Bürgerschaft erlaubt hätte. Auf die Labadisten folgten 1676 die Quäker, die damals ihre alte Verbindung (seit 1659) mit der Prinzessin erneuten⁸⁰⁾.

Am 11. Februar 1680 starb Elisabeth. Ihr geistiger Zustand soll zuletzt sehr traurig gewesen sein. Als Gesamturteil mag das Wort eines Biographen gelten⁸¹⁾: „Sie war eine hohe Fürstin und zugleich eine Pflegerin der Wissenschaften und der Philosophie wie eine Säugamme des wahren Christentums.“ Jedenfalls war sie anders als ihr unüberlegter minderwertiger Vater und ihre hoffärtige Mutter, von ihren Geschwistern nichts zu sagen. Durch sie gewann Herford wieder Bedeutung für das religiöse Leben unseres Landes, wenn diese Bedeutung auch nicht in jeder Beziehung heilvoll war⁸²⁾.

Das beste, was sie der Herforder Gemeinde antun konnte, war die Berufung des Matthias Rothe in das Pfarramt an der Münstergemeinde (1674). Sie verpflichtete ihn in der Berufungsurkunde⁸³⁾,

⁷⁸⁾ 1668. Wöhrmann, Elisabeth, S. 54. Sagedorn II, S. 190. Vgl. oben S. 74.

⁷⁹⁾ Schneider, Realenzklop. 5, S. 308.

⁸⁰⁾ Schneider, Realenzklop. 5, S. 306 ff.

⁸¹⁾ Schneider a. a. O., S. 308.

⁸²⁾ Vgl. Tholuck, Das kirchl. Leben II, 2, S. 246 ff.

⁸³⁾ Wöhrmann, Elisabeth, S. 57.

„das heilige Predigtamt in aller christlichen Stille und eingezogenem Wesen ohne einige Affekten zu verwalten und allein Gottes Wort zu der Gemeinde Erbauung zu predigen“. Er stand an der Kirche 1674 bis 1727 und ist vor allem der Vater des Herforder Katechismus, durch den er noch heute in unserem Lande lebt und wirkt.

Ehe aber auf ihn weiter eingegangen wird, reizt es, an drei Herforder Theologen verschiedener Zeiten die allmähliche Veränderung darzustellen, die, ausgehend von der Zeit der Orthodogie, durch Arndtsche Mystik hindurch bis zum ausgesprochenen Pietismus sich vollzog. Der erste dieser drei gehört fraglos noch der alten Orthodogie an.

Justus Feuerborn⁸⁴⁾ ist 1587 in Herford geboren. Er besuchte unter anderem das Gymnasium zu Lemgo, allerdings vielleicht nur, weil er dort juristische Vorlesungen hören konnte, war er doch zunächst zum Juristen bestimmt. Im Jahre 1609 ging er auf das Gymnasium zu Stadthagen und 1612 auf die Hochschule zu Gießen, wo er alsbald des Juristen Frieder, der aus Minden stammte, und des Theologen Balth. Menzger Gunst fand. Schon 1613 wurde er als Prorektor sowohl nach Stadthagen wie Lemgo berufen. Beide Rufe lehnte er ab. Seit 1614 hielt er in Gießen Vorlesungen. 1616 wurde er D. theol., am 28. Oktober, und ließ sich am gleichen Tage mit der Tochter Menzgers trauen. „Die desfallsigen Festivitäten dauerten drei Tage.“ Nun wird er Professor, Pfarrer an der Stadtkirche zu Gießen und Superintendent. Als die Universität 1624 nach Marburg verlegt wurde, siedelte er mit ihr dorthin über. Er stand in hoher Gunst beim Landgrafen, der ihn mehrmals auf Reisen nach Sachsen (Leipzig, Jena, Dresden) mitnahm. Da lud ihn die Universität Wittenberg zu sich ein und ehrte ihn hoch mit feierlichen Umzügen, Gastmählern und einem Konzert auf „D. Luthers Brunn“, offenbar einer früheren Befestigung Luthers vor der Stadt. Als die Universität Gießen 1650 wiederhergestellt wurde, ging auch er zu ihr zurück und blieb ihr, trotz vielfacher Rufe nach Kinteln, Rostock, Straßburg, treu. Er starb 1656, wo sein Schwiegersohn Haberkorn sein Nachfolger wurde.

Er ist einer der sogenannten „lutherischen Streittheologen“⁸⁵⁾. Sein Name — ins Lateinische übersetzt fons igneus — mußte als Waffe

⁸⁴⁾ Weddigen, Grafschaft Ravensberg I, S. 195 ff.; Weddigen, Neues westf. Mag. I, S. 295 ff.: Sein Lebenslauf, geschrieben von Bernh. Georg Dreckmann zu Blotho, 1789.

⁸⁵⁾ Scholuck, Vorgesch. des Ration. II, 1, S. 42.

dienen. Es handelte sich um den Streit der Gießener mit den Tübingern über den Stand der Erniedrigung Christi, wie weit er sich der Gottheit entäußert habe⁸⁶). Im Streit gegen die Jesuiten spotteten diese:

Feuerborn und Haberkorn
haben die ganze Welt verworr'n⁸⁷).

Aber diese Kampffertigkeit war nicht immer unberechtigt.

Der zweite herfordische Theologe ist Vertreter der mehr innerlich gerichteten Unterströmung, die doch auch durch die Zeit ging.

Heinrich Varenius aus Herford, Professor in Rostock und Pfarrer in Hitzacker, war eng verbunden mit Quistorp und Lütkemann, das heißt dem Kreise innig Frommer in Rostock; einer seiner Schüler muß Joh. Jak. Fabricius, später in Schwelm gewesen sein, der seine Erweckung allerdings hauptsächlich Lütkemann verdankt⁸⁸).

Seine Richtung wird dadurch bezeichnet, wie schon oben gesagt, daß er eine Schutzschrift für das von orthodoxer Seite angegriffene „Wahre Christentum“ Joh. Arnds schreibt⁸⁹). Hier „beklagt er schmerzlich, daß denen großen Theologis die Lehre von dem inwendigen Streit eine schwärmerische Lehre sein müssen, die geistliche Geburt Christi im Herzen ein Weigelscher Irrtum, die Vereinigung der Seele mit Gott und die himmlische Würdigkeit eines Christen eine irrige Rede“. Es war besonders Lukas Oslander, Kanzler der Universität Tübingen, der Arnd angriff. Goebel urteilt⁹⁰), daß Varenius den Angegriffenen „nur schwer und ungenügend“ habe verteidigen können⁹¹).

Endlich ist als Dritter der Herforder Mag. Joh. Christ. Holzhausen zu erwähnen. Er ist 1640 in Herford geboren⁹²). Er besuchte die Gymnasien zu Herford und Osnabrück, um 1659 die Universität Jena zu beziehen, konnte sich aber bei der Kärglichkeit seiner Mittel nur 1½ Jahr hier erhalten. Um so mehr kaufte er die Zeit aus. Die Vorlesungen

⁸⁶) Krüger, Handbuch III, 56, 1; und Tholuck, Akad. Leben II, S. 37 f.

⁸⁷) Weddigen, Grafschaft Ravensburg, S. 200, u. Westf. Mag., S. 303.

⁸⁸) Tholuck, Akad. Leben II, S. 118.

⁸⁹) Goebel, Christl. Leben II, S. 465, Anm.: Christliche, schriftmäßige und wohlgegründete Rettung der vier Bücher vom wahren Christentum. 2 The., Lüneburg 1624. Vgl. Arnold, Kirchen- u. Reserhist. I, S. 17.

⁹⁰) a. a. O. II, S. 486.

⁹¹) Tholuck, Akad. Leben, S. 118 u. 120, scheint ihn mit einem sonst fast unbekanntem Aug. Varanius zu verwechseln.

⁹²) Vgl. seine Personalien, die bei der Leichenfeier in Frankfurt a. M. verlesen wurden und die ich der Güte des dortigen Pfarrers Dr. Dechant verdanke.

wurden damals den Studenten in die Feder diktiert. Man denke an das bekannte Wort: „Das ihr schwarz auf weiß besigt, könnt ihr getrost nach Hause tragen.“ Die Leichenrede rühmt von Holzhausen, daß er einen reichen Schatz von Vorlesungen durch Abschreiben in Jena gesammelt habe. Infolge des großen „Pennaltumultes“ — es war eine Studentenrevolte —, der sich in Jena erhob, bei dem fünf Personen erschossen wurden, ging er nach Hamburg, wo ihn die hier lebenden Verwandten seiner Mutter unterstützten. Hier hat er — wie die Personalia berichten — auf der Stadtbibliothek fleißig gearbeitet, aber auch — was sie nicht erzählen — sich in pietistischem Sinne zum erstenmal bewährt⁹³). Es war in den Jahren 1662—1663, als er immer noch als stud. theol. in Hamburg lebte.

Er hatte zwei Gefährten, die mit ihm gleichen Sinnes waren, den Mag. Theod. Volsch aus Hamburg und den Magdeburger stud. theol. Stefan Döhren. Diese drei trauern über das „verfallene Christentum“ ihrer Zeit und möchten ihm aufhelfen. Sie besuchen angefochtene Frauen, die sich von ihren zuständigen Beichtvätern nicht genügend getröstet fühlen. Sie strafen offenbare Sünder; sie unterrichten Unwissende im Katechismus Lutheri nach der schönen Erklärung Frankfurter lutherischer Theologen; sie halten bei Freunden erbauliche Privatzusammenkünfte, behaupten keine Winkelpredigten zu halten, sammeln aber doch ein Häuflein um sich, das sie auf dem schmalen Wege zu erhalten suchen. Sie wenden sich an einzelne Geistliche der Stadt, finden auch freundliches Gehör, aber doch nur allgemeine Bertröstungen.

Endlich treten sie an das Gesamtministerium der Stadt heran. Wohl sind sie sich bewußt, „geringe, schwache, einfältige Privatpersonen“ zu sein. Sie nennen sich „geringe Schiffsjungen, die nur schifflich zurufen und erinnern wollen, daß das Schiff dieser ganzen Gemeinde in großer Gefahr stehe“. Aber sie reden zu den hochwürdigen alten Herren in ernstem, wohl auch überheblichem Ton. Hamburg sei nichts als ein Sodom und Gomorrha, und zwar durch Schuld seiner Geistlichen. „Wir bitten, daß die Pastoren Katechismusübungen einrichten, die Sünden ernster strafen, Hausbesuche machen, in der Beichte fleißiger nach dem Seelenstande forschen. Wir bitten und flehen euch, durch die Liebe und Barmherzigkeit des himmlischen Vaters, lasset euch die große Not dieser verderbten Gemeinde zu Herzen gehen. Gedenket daran, daß euer Amt

⁹³) Arnold, R.-Lu. Reserhist. II, 977—1010.

euch von Gott auf euer Gewissen gelegt ist und denkt an den Tag, da ihr Rechenschaft geben müßt. Poenitentia vera numquam est sera ut in Manasse et in latrone, Wahre Reue ist nie zu spät, wie König Manasse und der Schächer zeigen. O Mordstunden, die ihr auf andre unnötige Sachen anwendet, da noch Seelen sind, die eurer Hülfe bedürfen. O Diebstahl, da ihr soviel edle Stunden alle Wochen so unnützlich zubringt und sie Gott und euren Zuhörern stiehlt.“

Gegenüber einem solchen Ton aus dem Munde junger Kandidaten oder Studenten konnte die Antwort nur lauten: „Ihr seid Leute, die mit dem ersten Spieß laufen, habt keine Erfahrung und wisset nicht, was das Predigtamt alles auf sich hat.“ Die Schreiber werden ernsthaft zur Demut ermahnt. Es folgen weitere Verhandlungen; endlich werden die Schreiber aus der Stadt ausgewiesen. Holzhausen geht nach Klostock, wo er sich an Heinrich Müller, bekannt durch seine „Erquickstunden“, anschließt. 1670 wird er Stiftspastor in Schildesche, 1673 am Münster zu Herford⁹⁴). Von hier aus wird er öfter auf den Sparrenberg berufen, um vor der zweiten Gemahlin des Großen Kurfürsten, Dorothea von Holstein, zu predigen. Sie urteilt über die zwei Herforder Pfarrer, die sie so kennenlernte: „Kracht ist ein guter Redner, Holzhausen aber ein guter Prediger“⁹⁵). Sie vermittelt 1674 seine Berufung an St. Petri in Berlin, wohin er, trotz Unwillens der Herforder Gemeinde, geht. Aber hier brannte noch das Feuer des Streits, dem Paul Gerhardt 1666 zum Opfer gefallen war. Schon nach kurzem Aufenthalt wird auch Holzhausen abgesetzt und ihm befohlen, „Stadt und Land binnen drei Tagen zu quittieren“. Er geht nach Wittenberg, von wo ihn Himmelfahrt 1676 eine Vokation als Pfarrer an St. Nicolai in Lemgo ruft. Vielleicht war die Gräfin Maria Magdalena von Lippe die Vermittlerin, die wenige Jahre vorher schon Paul Gerhardt ein Asyl in ihrem Lande angeboten hatte.

In Lemgo verhielt er sich so, „daß männiglich darob ein Genüge empfand“⁹⁶). Deshalb konnte man sich nicht darin finden, daß er sich schon nach kurzer Zeit an St. Georg in Hildesheim wählen ließ. Man beschuldigte ihn der „Unbeständigkeit“ und nannte ihn einen „hoch-

⁹⁴) Hagedorn II, S. 107; Wöhrmann, Elisabeth, S. 55 ff., Schlichthaber, Entwurf, S. 52.

⁹⁵) Wöhrmann, Matth. Rothe, S. 18.

⁹⁶) Lemgoer Konfist.-Protokoll vom 19. Mai 1676.

begabten, aber unruhigen Mann“⁹⁷⁾. In Hildesheim verwickelte er sich in einen theologischen Streit, der seine Absetzung zur Folge hatte (1681). Der bekannte Drost vom Sparrenberg, Clamor v. d. Bussche, rief ihn auf die Hauspfarre seines Gutes Ippenbun im Osnabrückischen, „so lange vorlieb zu nehmen, bis Gott etwas besseres schickte“. Seit 1682 ist er Pfarrer in Frankfurt a. M.; Spener selbst, der hier noch senior ministerii war, führte ihn ein. Hier hat er einige Jahre in äußerem Frieden zugebracht, doch kränkelte er und litt an Schwermut, so daß er sich eine Zeitlang des hl. Abendmahls enthielt. Er hatte ein gottseliges Ende. Als man ihm die Bitterkeit des Todes darstellte, antwortete er: „Der Tod mein Schlaf ist worden.“ Die Amtsbrüder aber feierten ihn als:

den teuern Gottesmann, der Gottes Kirchen Zier
und Kanzel güldner Mund gewesen für und für.

Er war ausgesprochener Pietist und trat auch schriftstellerisch für diese Bewegung ein, wie er überhaupt ein fleißiger Schriftsteller war. Die Inschrift seines Leichensteins rühmt seine Arbeitsfreudigkeit voce et calamo in Rede und Schrift. Körperliche Schwachheit hinderte ihn in seinem Amte, zumal in der Frankfurter Zeit. Da griff er denn zur Feder. Über sein Buch von der „Gnadenwahl“, das uns nicht vorlag, urteilte der lutherische Hofprediger Althof in Detmold⁹⁸⁾, daß es „mit viel Salbung und Beweisung des Geistes bei aller Einfalt und Sanftmut“ geschrieben sei. Es erfuhr jedoch Widerspruch und fand dann seine Verteidigung in dem Buche: „Ablehnung des Offensiv-Kartells, welches wegen des Büchleins von der Gnadenwahl ein reformierter Prediger aus der Lippstadt gen Frankfurt a. M. gesandt von Mag. Joh. Christ. Holzhausen, evang. Prediger in Frkf. 1695“. Gegen den Vorwurf, man dürfe gegen falsche Lehren nicht angehen, da Streit dadurch entstehe, schickt H. Aussprüche Luthers und Speners voraus und wendet sich dann in der Vorrede an den Leser, „in seinen kranken Tagen könne er nur noch schriftlich der Frankfurter Kirche dienen. Dazu treibe ihn die Dankbarkeit für all die Liebe, die er hier erfahren“. Und so hoffe er „nicht gar als ein inutile terrae pondus, unnütze Last der Welt, zu leben“. Freilich vor Streitschriften dogmatischer Art graue den Ver-

⁹⁷⁾ Topp u. Pustkuchen, vgl. Drews, Lipp. Pfarrer, S. 346, und das Altstädter Prediger-Verzeichnis im Pfarrarchiv zu St. Nicolai, aber vgl. dazu Althof bei Drews a. a. O.

⁹⁸⁾ Drews, Lippische Pfarren, S. 346.

legern, weil sie nicht abgingen. Der Gegner ist der Lippstädter Prediger Curike. Er war wohl kein würdiger Mann. Davon ist oben geredet.

Die Schrift Holzhausens ist in der Form eines Gesprächs zwischen einem Studiosus und einem Prediger gehalten. Sie setzt sich auch mit der *Idea theologiae* Jakob Böhmes auseinander⁹⁹⁾.

In einer anderen Schrift wendet er sich gegen eine 1684 erschienene Schrift, in der von schwärmerischem Standpunkt aus zum Austritt aus der Kirche aufgefordert wurde¹⁰⁰⁾. Er schrieb auch gegen das abergläubische Ausschlagen der Bibel, also gegen das bei Pietisten beliebte „Däumeln“¹⁰¹⁾.

Es ist klar, daß sein Pietismus, weit von aller Schwärmerei entfernt, nichts als lebendiges, persönliches Christentum sein wollte. Darin stimmte er dann auch mit dem ravensbergischen Superintendenten Jfr. Clauder zusammen, der nach seinem Tode seine Tochter heiratete¹⁰²⁾.

Während die Zeit des Pietismus sich im allgemeinen seit der Mitte des 18. Jahrhunderts mehr und mehr zu Ende neigt, erreicht er gerade in unserem Lande in dieser Zeit seinen Höhepunkt, den der Name des Gohlfelder Pfarrers Friedrich Aug. Weihe bezeichnet. Wir schöpfen unsere Kenntnis seines Lebens aus der von seinem Sohne C. Weihe, Pfarrer in Menninghüffen, 1780 herausgegebenen Biographie, den beiden „Sammlungen erbaulicher Briefe“ 1774 und 1776¹⁰³⁾. Die genannten Bücher sind in Minden bei Martin Gottfried Franke erschienen. Außer ihnen beschäftigen sich zahlreiche neue Veröffentlichungen mit Weihe. Da sie aber nur auf den erbaulichen Ton gestimmt und lediglich zu erbaulichem Zwecke geschrieben sind, ist hier von ihnen abzusehen. Betont aber sei, daß Weihe unter allen Umständen eine kirchengeschichtliche Persönlichkeit, „eine Prophetengestalt aus dem 18. Jahrhundert“ ist, dem Minden-Ravensberg es in erster Linie mitverdankt, daß es das gelobte Land christlichen Lebens werden konnte, für das es gilt. Auch die Aufklärung, die ihn als ihren ausgesprochensten Gegner ansah, konnte ihm nach seinem Tode ihre hohe Achtung nicht versagen. Einer

⁹⁹⁾ Vgl. Anhang, S. 244 f.

¹⁰⁰⁾ Ritschl, Pietismus II, S. 155.

¹⁰¹⁾ Ritschl, Pietismus II, S. 161, Anm., capistratus Boehmicolarum rabula, der gehalfterte Rabulist der Boehme-Jünger.

¹⁰²⁾ Schlichthaber, Entwurf, S. 29.

¹⁰³⁾ Diesmeyer, Fr. Aug. Weihe, 1921, kennt diese Sammlungen nicht oder nur in neuen Auflagen der „Sammlung neuer Lieder“ 1782.

ihrer Vertreter schrieb 1786 über ihn¹⁰⁴): „Ich weiß sehr wol, daß man ihn häufig einen fanatischen Pietisten und einen schwachen Kopf genannt hat. Aber, bei Gott! möge es viele solcher Pietisten geben, die mit so treuem und tätigem Eifer ihre Gemeinde zu bessern suchten, wie dieser Mann tat. Es würden der Heuchler weniger und der tätigen Verehrer der Religion Jesu mehr werden.“

Geboren 1721 in Hordorf bei Halberstadt, bezog er mit 17 Jahren die Universität Halle, wo ihn einer der Hauptvertreter des hallischen Pietismus, Joachim Lange, in sein Haus aufnahm. Lange war der sehr streitbare Vertreter des Pietismus im öffentlichen Leben jener Zeit. Rocholl¹⁰⁵) sagt von ihm: „wo die hohe hagere Gestalt Langes erschien, gab es Lärm“. Davon hat sein Schüler nichts angenommen. Im Jahre 1742 kam Weihe als Feldprediger zu dem in Vielefeld stehenden Regiment Prinz Dietrich von Dessau (Nr. 10), mit dem er den zweiten schlesischen Krieg und die Schlacht von Kesselsdorf mitmachte. Er brachte zwar keine Verwundung, aber doch starke körperliche Gebrechen aus dem Winterfeldzuge heim. Im Jahre 1751 kommt er als Pfarrer nach Gohfeld.

Die Zustände, die er hier vorfindet, werden als sehr verkommen geschildert. Die Tatsachen können nicht nachgeprüft werden. Es liegt nahe, die Zustände vor seiner Wirksamkeit in doppelt dunklen Farben zu malen, damit die Folgen seiner Wirksamkeit um so lichter hervortreten. Die unbestreitbare Rohheit der dortigen Gemeinde war sicher nicht größer als in anderen Gemeinden. Wie dem sein mag, durch Weihes Tätigkeit, in deren Dienst er jede Kraft Leibes und der Seele stellte, kam ein neuer Geist über die Gemeinde: man nannte ihm zu Ehren sein Gohfeld bald ein „Gottesfeld“. Von hier breitete sich eine Erweckung in die weitere Umgebung aus, die auch die benachbarten Pastoren ergriff. An das neu erbaute Pfarrhaus, dessen Baukosten er in Holland kollektierte, schrieb er die bekannte Inschrift: „Fleuch, Mietling, dieses Haus; dir ist es nicht gegeben; nein, denen, die erst Ihm und dann den Schafen leben. Anno 1766.“

Seine innere Entwicklung ist der ähnlich, die zu fast gleicher Zeit der bekannte Pfarrer zu Hemer in der Grafschaft Mark, Joh. Gangolf Wilh. Forstmann, durchlebte, bei dem sie nur deutlicher hervortritt. Auch Forstmann war vom Pietismus erweckt. „Der Hammer des

¹⁰⁴) Weddigen, Westf. Mag. 1786, 1, S. 41.

¹⁰⁵) Kirchengesch. Deutschlands, S. 341.

Gesetzes zerschlug ihn, und er geriet in den pietistischen Bußkampf. Jahrelang ist er nun in gesetzlichem Wesen, ein Diener Moses, dahingegangen, mit Ernst nach Heiligung ringend, aber doch in der Menge seiner Wege ohne Frieden.“ Er fand, daß „die gesetzliche Art des Pietismus Forderungen brachte, aber nicht Gaben, er führt in Knechtschaft, nicht in Kindschaft“. „Ich stand auf dem Punkte, wieder zur Welt zu gehen.“ Da brachte ihm ein Glied der Brüdergemeinde Frieden durch den Hinweis auf den gekreuzigten Christus. Ähnlich spricht Weihe von seinem selbstquälerischen Pietismus¹⁰⁶): „Sein Christentum sei noch sehr mangelhaft geblieben, es habe ihm noch sehr an Licht im Evangelio gefehlt, sein Zustand sei gesetzlich gewesen, er habe zwar mit vollem Eifer an der Reinigkeit seines Herzens gearbeitet, aber den süßen Trost des Evangeliums nicht geschmeckt. Daher mußte auch seine Amtsführung gesetzlich und nicht recht evangelisch werden. Seine Predigten waren schonungslose Bußpredigten. Auch er ‚ein Diener Moses‘.“ Er wunderte sich später selbst darüber, daß diese gesetzlichen Predigten in seinem Regiment ihm keine Feindschaft angerichtet hätten. Es kam ihm dabei wohl die Umgänglichkeit seines natürlichen Wesens wie die Feinheit seiner Formen, aber auch seine große Predigtgabe zustatten. Jedenfalls blieb er im Regiment so beliebt, daß die Offiziere, als sie auf dem Marsch in den Siebenjährigen Krieg durch Gohfeld kamen, sich sehr herzlich von ihm verabschiedeten.

Aber er rang sich durch, so daß seine Seele endlich im Evangelium den Frieden fand, den das Gesetz nicht geben konnte. So wuchs er über den landesüblichen Pietismus hinaus. Bezeichnend dafür ist ein kleiner Zug. Sein Freund Hambach hatte in Herford sehr scharf gepredigt. „Sie haben, sagte Weihe zu ihm, Ihren Zuhörern das Ohr abgehauen, ich muß hingehen und es wieder anheilen.“ Er tat es in der liebevollsten Weise und bereitete dadurch dem Evangelium auch dort den Weg.

Man mag Weihe also zu den Pietisten rechnen, wenn man darunter lebendige, ihres Glaubens gewisse Christen versteht. Aber insofern sie zu jener Zeit eine äußerlich erkennbare Partei darstellten, gehörte er nicht zu ihnen. Auf die von ihnen über alles geschätzten Konventikel legte er keinen Wert. Ihm war der kirchliche Gottesdienst die Krone seines amtlichen Handelns. Solchen, die sich ihm gegenüber darauf beriefen, daß sie in solche Versammlungen gingen, sagte er: „Ach, was

¹⁰⁶) Leben und Charakter Fr. Aug. Weihe, 1780, S. 14.

macht ihr da? Ihr tötet besser, nicht hinzugehen¹⁰⁷).“ Sektiererischen Gelüsten, die von außen an ihn herantraten, widerstand er völlig. In Lehre und Bekenntnis seiner Kirche war er fest gegründet. Freilich einmal begegnet auch bei ihm etwas wie das bei Pietisten beliebte sogenannte „Däumeln“. Als ein Ruf nach Quernheim an ihn erging und vergebliche Arbeit in seinem Gohfeld ihn zweifeln ließ, ob er ihm nicht folgen sollte, da schlug er in großer Bekümmernis die Bibel auf, und sein Auge fiel auf das Wort (Apostelgesch. 18, 10): Ich habe ein großes Volk in dieser Stadt. Das Wort machte dem Zweifel an seiner Gemeinde ein Ende. Indes wird man hier doch von „Däumeln“ nicht reden können¹⁰⁸).

Bei dem allen verstand er eine Kunst, die ihn erst zu dem machte, was er unseren Vätern geworden ist — die Kunst der Seelenführung. Er war kein Erweckungsprediger, dessen Erfolge gleich Blumen des Tages leicht vergänglich sind, kein Methodist, der zur Bußbank führt, kein Pietist, der den Bußkrampf fordert, aber er war ein rechter Hirte, der seine Schäflein kannte und dem sie so lieb waren, daß jedes einzelne ihm wertvoll genug erschien, es zu durchforschen und nach seinem erkannten persönlichen Bedürfnis zu behandeln. So wußte er jedem das ihm Nötige zu geben, das ihn innerlich fördern konnte. Davon erzählt die Erinnerung¹⁰⁹) manch treffenden Zug. Einer Frau, die mit ihrer Sündenerkenntnis und Demut prunkend ihm sagte, „ich bin eine große Sünderin“, antwortete er: „So ist es also wahr, was ich von Euch gehört habe.“ Sie entbrannte im Zorn: „Wer hat Euch das gesagt?“ Die ihm zuwachsende Kenntnis des Menschenherzens, diese Kunst der Seelenführung, gab auch seinen Predigten die packende Kraft¹¹⁰). Er wußte seinen Worten aber auch eine Form zu geben, die sie dem Gedächtnis behaltbar machte. Verse prägen sich leicht ein. Weihe Lieder sind natürlich den Liedern nicht zu vergleichen, die aus der hohen Zeit des Kirchenliedes stammen. Niemand erwarte hier etwas zu finden, das an Paul Gerhardt heranreicht; aber sie preisen die Rechtfertigung aus Gnaden, und einige von ihnen haben das Recht auf einen Platz im heimatlichen Gesangbuch. Zwar haben sie erst spät den Eingang in das Ravensbergische Gesangbuch gefunden. Aber in dem von 1857 ist

¹⁰⁷) Leben und Charakter, S. 146.

¹⁰⁸) Leben und Charakter, S. 51.

¹⁰⁹) Leben und Charakter, S. 102.

¹¹⁰) Vgl. Leben und Charakter, S. 182.

das Lied „Mein Herz ist dennoch wohlgenut“¹¹¹). Jede der neun Strophen beginnt mit diesem freudigen Bekenntnis. Schon das ist bezeichnend für den Sinn des Verfassers, daß das Lied Versmaß und Melodie hat des Skriverischen „Der lieben Sonne Licht und Pracht“. Das Lied preist die Sündenvergebung durch Christi Blut, ist übrigens an einigen Stellen im Gesangbuch leicht verändert. Dazu fanden noch folgende Lieder Aufnahme: „Teurer Bräutigam, du mein Gott und Lamm“ (Nr. 356); „Ach, bleib mit deiner Gnade“ (Nr. 390), das freilich dem Stegmannschen Liede gleichen Anfangs nicht gleichkommt. Endlich das Lied von der Kirche, „Wie süß ist doch das Reich der Gnaden“ (Nr. 178). Es ist aber ein Lied von der unsichtbaren Kirche, der Gemeinde der Heiligen.

Endlich ist der ausgedehnte Briefwechsel Weihes zu erwähnen. Auch hier fällt die Ähnlichkeit mit dem schon erwähnten Forstmann auf, der durch ausführliche Briefe weithin wirkte.

Immer und überall stand Weihe als Christ dem Leben und dem, das es brachte, gegenüber. Treu seinem himmlischen Könige, verleugnete er auch den irdischen König nicht. Es war Fridericus rex, der große König, der, von aller Welt überfallen, sieben lange Jahre mit ihr zu ringen hatte. Da fiel ein gut Teil Not auch auf unser Land, auch speziell auf Gohfeld. Schon im Jahre 1756 kam der Herzog von Cumberland mit dem englischen Heere: das Pfarrhaus Weihes war sein Hauptquartier, das beim Abzuge gründlich ausgeplündert wurde. Seitdem wiederholten sich kriegerische Durchzüge immer wieder. Einmal geschah es, daß er feindliche Soldaten, die ihn zwangen, ein Feld zu zeigen, dessen Korn sie zur Fütterung ihrer Pferde abschneiden könnten, an sein eigenes Feld führte: „Dies könnt ihr nehmen; es ist das meine.“ Am Tage der Schlacht von Minden (1759) fand auch bei Gohfeld ein Gefecht statt, in dem der preussische General, der Erbprinz von Braunschweig, die Franzosen schlug. Schon am Abend vor der Schlacht drohten die Franzosen, wenn sie geschlagen würden, das Dorf abzubrennen. Das trieb Weihe ins Gebet. Aus einem Fenster seines Hauses konnte Weihe das Gefecht verfolgen. Er sah die Flucht der Franzosen, die so eilig geschah, daß sie nicht die Zeit mehr hatten, ihre Drohung auszuführen.

Weihe starb 1771. Mit ihm schied ein Großer im Reiche Gottes, wie man allgemein empfand. Zwar die Trauerreden an seinem Grabe

¹¹¹) Nr. 320, Liedersammlung von 1782, S. 95.

— von Jellinghaus und Dreckmann-Blottho — sind nicht erhalten¹¹²⁾, wohl aber der Lebenslauf des Verstorbenen von der Hand Dreckmanns, der nach alter Sitte bei der Beerdigung verlesen wurde. Seine Freunde und Schüler führten sein Werk in unserem Lande fort: ein Hilmar Ernst Kauschenbusch in Bünde, später in Elberfeld († 1815), ein Gottfried Hambach in Exter, später in Hoyel. Von ihm sei erwähnt, wie er zur Zeit der Fremdherrschaft das befohlene Gebet für den korrischen Imperator hielt: „Wenn du Napoleon noch länger als Geißel lassen willst, so schone, wo du kannst¹¹³⁾.“

Man darf sagen: ein Frühling war über unser Land gekommen. Kauschenbusch-Bünde nannte es „Immanuelns Land“ und konnte berichten: „Ganz Dünne brennt¹¹⁴⁾.“ Löhning und Ebeling berichteten Wunderbares aus Versmold¹¹⁵⁾, wie alte Sünder sich bekehrten, Kinder beteten, Versammlungen in Privat- oder Schulhäusern enstanden¹¹⁶⁾.

Hier ist auch des Joh. Friedr. Edler, Pfarrers in Gütersloh, zu gedenken. Zwar gehörte Gütersloh, der Ort seiner Wirksamkeit, niemals zu Ravensberg. Immer war es umstrittenes Gebiet. Unterstand es kirchlich dem Bischof von Osnabrück, so war doch in dem Gebiete, zu dem es gehörte, auch ein weltliches Grafengeschlecht schon früh mächtig geworden, dessen Erbe schließlich den Grafen von Bentheim zugefallen war. So standen sich hier das osnabrückische Amt Reckenberg und die Herrschaft Rheda oft genug feindlich gegenüber. Der politische Gegensatz wurde durch den konfessionellen Unterschied in der Zeit nach der Reformation verschärft. Etwas von dem kriegerischen Charakter der Vergangenheit ist man geneigt, in der güterslohischen Art wiederzuerkennen, die es nicht liebt, der Halbheit Zugeständnisse zu machen¹¹⁸⁾.

Seit der Zeit des Pietismus vermuchs es, je länger je inniger, mit den ravensbergischen Nachbarn, mit denen es heute so eng verbunden ist, daß man getrost es als die letzte Erwerbung Ravensbergs be-

¹¹²⁾ Leben und Charakter, S. 290.

¹¹³⁾ Rische, Volkening, S. 40 f.

¹¹⁴⁾ Rische, Leben Volkening's, S. 39, Anm.; Zeugen und Zeugnisse, Heft I, S. 37 ff.

¹¹⁵⁾ Zeugen und Zeugnisse I, S. 17. Am 1748.

¹¹⁶⁾ Speckmann, Gesch. Nachrichten von Versmold, 1869, S. 33 f.

¹¹⁷⁾ Rische, Volkening, S. 40 f.

¹¹⁸⁾ S. Eichhoff, Gesch. Güterslohs, Bertelsmann, 1904.

zeichnen kann, die auf durchaus friedlichem Wege geschah und unserem Lande einen besonders wertvollen Gewinn brachte.

Joh. Friedr. Edler hat 42 Jahre des Pfarramts in Gütersloh gewaltet (1741—1783). Er gehört durchaus in den Kreis, der sich um Weihe-Gohfeld bildete, wie denn auch A. G. Hambach (Exter, Hoyer) eine Zeitlang sein Hilfsprediger war. Sein Leben brachte er seinem Herrn zum Opfer; das Leiden bewährte ihn, und sein Sterben krönte ihn. Denn über seinem letzten Stündlein leuchtete das Wort (Jes. 60, 1): „Mache dich auf und werde Licht.“ Sein Nachfolger, Chr. Ludw. Schlüter, führte sein Werk fort († 1826), bis an den Anbruch der neuen Zeit¹¹⁹⁾.

Zu den spätesten Zeugen des Pietismus in unserem Lande gehören die beiden, Erdsieck in Oldendorf unterm Limberge, und Hartog in Herford. Über beide als Prediger ist unten noch zu reden. Hier sollen nur einige Lebenszüge erwähnt werden.

Über Erdsieck ist wenig bekannt: er tritt nicht hervor und gehörte zu den Stillen im Lande. Da tat sich uns eine leider nicht sehr ergiebige Quelle auf¹²⁰⁾, der wir das folgende entnehmen. Im theologischen Examen hatte er „ziemliche Fertigkeit“ bewiesen, war dann Inspektor am Waisenhaus zu Bielefeld und trat 1775 an die Stelle des emeritierten Pastors Meyer in Oldendorf, mit dem er fortan das Pfarrgehalt zu teilen hatte. Da Meyer sehr lange lebte — bis in das 19. Jahrhundert hinein —, hatte Erdsieck sein Leben in großer Dürftigkeit zuzubringen, bis er 1804 die erste Pfarrstelle erhielt. Er muß unter hartem Druck gestanden haben, meldete er sich 1803 doch nach Dankersen. So fehlte ihm das Kreuz nicht. Von Anfang an ließ er sich in Oldendorf die Erweckung der Gemeinde am Herzen liegen. Er hielt Versammlungen auch in Privathäusern, über die Grenzen der Gemeinde hinaus, die zahlreich besucht waren. „Die Andächtelei“, so klagte ein Gegner, „breitet sich immer weiter aus.“ Er wurde deswegen von Alswede aus bei dem Konsistorium verklagt, das ihm Stillschweigen auferlegte. Es muß das öfter geschehen sein, denn er schreibt einmal: „Verklagen bin ich gewohnt.“ Seine kirchlichen Vorgesetzten urteilten, weil sie ganz anderen Sinnes waren, nicht günstig über ihn. Der mindische Superintendent Bröckelmann sagte von ihm: „Er ist ein zwar gutmütiger, aber bekanntermaßen geistig und körper-

¹¹⁹⁾ Rische, Leben Volkening's, S. 41.

¹²⁰⁾ Münster, Staatsarchiv, Rep. 1258, I.

lich äußerst schwacher Mann.“ Das mochte ihm das Leben nicht erleichtern. Seine Gemeinde aber hing an ihm. Zwar erfolgte einmal auch aus ihr eine Anzeige gegen ihn. Der Oldendorfer Magistrat beschwerte sich über Predigten, die er seinen Stiefbruder cand. theol. Delius halten ließ (1784). Aber seine Treue überwand die Gegner. Und als er sich 1803 nach Dankersen meldete, bat ihn die ganze Gemeinde in großer Einmütigkeit, bei ihr zu bleiben. Sein Andenken blieb lange in Ehren. Er ist noch heute nicht vergessen. Über seine Predigten ist noch zu reden.

Zu dem Kreise um Weihe gehörte auch Gottreich Ehrenhold Hartog¹²¹⁾. Er entstammt einer alten minden-ravensbergischen Pastorenfamilie und ist im Pfarrhause zu Lahde 1738 geboren. Er gehörte der pietistischen Richtung schon als Student in Halle an, wo ein collegium pietatis ihn mit engeren Freunden verband. Im Jahre 1763 wurde er Pfarrer in Löhne, also in der unmittelbaren Nachbarschaft Gohfelds. Bezeichnend für sein Verhältnis zu Weihe ist, daß er seinen Gottesdienst früher angesetzt haben soll, um mit seiner Gemeinde danach nach Gohfeld zu pilgern. Ob der Vorgang geschichtlich ist, mag dahingestellt bleiben; auf alle Fälle ist er bezeichnend sowohl für die aufrichtige Demut Hartogs wie für seine Pietät gegen Weihe.

Im Jahre 1769 kam Hartog an die Jakobigemeinde auf der Radewig zu Herford. Hier tritt seine Persönlichkeit in hellstes Licht. Betonte der Pietismus die Pflege der Einzelseele, die es zu erwecken und zu führen galt, so begann er damit schon an den Kinderseelen, deren Erziehung ihm von seiner Tätigkeit am hallischen Waisenhause wichtig war. Niemand konnte es überhaupt mit der Einzelseelsorge in der Gemeinde ernster nehmen als er. Zumal die Seelsorge an den Kranken ließ er sich angelegen sein. Ohne viel Einleitung kam er alsbald auf den Kern der Dinge und den Zweck seines Besuchs. Einen Sterbenden weist er sogleich himmelan: „Lieber Freund, die Stadt liegt auf dem Berge!“

Sein persönlicher Wandel war vorbildlich. Der eigene Ernst gab jedem seiner Worte Gewicht. Von ihm galt das Wort: „Sei etwas, und dann sage, was recht ist.“ Über seine Predigtstätigkeit ist noch zu reden. Unvergesslich blieb seiner Gemeinde das Bild ihres Pastors, als er

¹²¹⁾ Vgl. Hartogs Leben und Wirken von R. Weihe, Mennighäffen, Herford, bei Wenderoth, 1820; G. E. Hartog, von Niemann, Herford 1914; J. S. Volkering, von Rische, Bertelsmann 1919.

zum letztenmal vor ihr stand. Es war der Tag seines fünfzigjährigen Amtsjubiläums im Dezember 1813. Ein kranker Mann, stand er vor dem Altar, unterstützt von seinen Verwandten. Er konnte nicht viel sagen, aber er sprach noch einmal den Segen über seine Gemeinde und ließ sich dann in sein stilles Pfarrhaus zurückführen. Er siedelte nach Bielefeld in das Pfarrhaus seines Sohnes über, dem — wie die Familienüberlieferung sagt — erst jetzt der Einblick in das Lebensgeheimnis des Vaters aufging. Sein Sterben, vor dem ihm manchmal bange gewesen war, verlief still und friedlich. Sein letztes Wort war: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von denen mir Hilfe kommt.“ Er starb am 2. Januar 1816.

Wenn wir einer neueren Dissertation, „Die Entwicklung der geistigen Kultur Ravensbergs“ (ohne Jahreszahl), Glauben schenken könnten, wäre hier noch Phil. Nicolai zu erwähnen¹²²⁾. Sie erwähnt dessen „Katechismus von 1680 (?), der auch in Ravensberg Eingang gefunden hatte“, und zitiert daraus die bekannten Fragen nach „der Calvinisten Gott“. Die kürzeste Vergleichung ergibt, daß der Verfasser diese Notiz aus Heppe¹²³⁾ ohne weitere Prüfung übernommen hat. Dazu sei bemerkt: Dieser sogenannte „Katechismus“ ist gar kein Katechismus in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes, nämlich ein Schulbuch für die Jugend, sondern eine Streitschrift, allerdings in Frage und Antwort, wie damals nicht selten. Er wird aber von Heppe Katechismus genannt, und jene Schrift fügt hinzu, er habe „auch in Ravensberg Eingang gefunden“. Wenn das heißen soll, er sei in irgendeiner Schule gebraucht, so wäre erwünscht zu hören, in welcher Schule das der Fall war. Aber man weise überhaupt irgendeine Spur dieses Buches in Ravensberg auf — wenn man das kann! Der Verfasser aber spricht weiter ausdrücklich von dem „Katechismus von 1680“. Das hat er nicht von Heppe, der Nicolai 1540 in Mengerlinghausen geboren werden läßt. Das ist allerdings auch falsch; denn Nicolai ist 1556 geboren. Der sogenannte Katechismus, das heißt der „Kurze Bericht von der Calvinisten Gott“, ist von Nicolai in Anna geschrieben und 1597 in Frankfurt a. M. gedruckt. So bezeugt es das Titelblatt des vor mir liegenden Buches.

Bei dem allen erhebt sich die Frage, ob es richtig ist, aus einer Streitschrift einige Sätze herauszuheben, ohne dem Leser durch Ver-

¹²²⁾ Vgl. S. 42.

¹²³⁾ Evang. Kirche, S. 135, Anm.

gleichung mit den gegnerischen Streitschriften ein gerechtes Urteil zu ermöglichen. Am besten dürfte sein, dieser „Streitschriften“ zu schweigen.

Festzuhalten ist, daß Nicolai für die Zeit des Pietismus überhaupt nicht in Frage kommt. Er starb 1608.

Wege und Ziele des Pietismus.

Über die Wege und Ziele des Pietismus hatte sich Phil. Jak. Spener schon in seiner grundlegenden Schrift *Pia desideria*¹²⁴⁾ ausgesprochen. Man versteht unter Pietät ein tätiges, lebendiges Christentum. Hatte die kirchliche, zumal theologische Tätigkeit bisher darin bestanden, das auf die Schrift und die reformatorischen Väter begründete Lehrgebäude immer wieder zu fundamentieren, weiter auszubauen und es sturmsicher wider alle Angriffe hinzustellen, so war dieses Werk im Zeitalter der sogenannten Orthodorie vollbracht. Jetzt trat die Aufgabe dringend hervor, was so geschaffen war, in die Seelen und Gewissen des einzelnen zu lebendigem Besitz hineinzutragen. Das Ziel wurde ein anderes, es galt „den Kopf in das Herz zu bringen“. Die Art der Arbeit mußte sich dabei auch ändern: man mußte sich an den einzelnen wenden. Die Bedeutung der Persönlichkeit wurde erkannt. Gewiß wollte der Pietismus nicht „eine Entkirchlichung des Christentums“ sein, wenngleich es pietistische Richtungen gab, die diesem Stichwort folgten; ihm ging es vielmehr um eine Erwärmung des kirchlichen Lebens durch Pflege eines persönlichen Christentums. Darin sind die anerkannten Führer der Bewegung einig. Im übrigen kann man einen Unterschied der Tonart zwischen dem sogenannten hallischen, dem württembergischen Pietismus und dem der Brüdergemeinde nicht verkennen.

Die Brüdergemeinde hat auch in Minden-Ravensberg früh und lange Anklang gefunden. Mit ihren „Diaspora-Arbeitern“ hat sich noch der jugendliche Volkening berührt¹²⁵⁾; aber schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts werden sie in Söllnbeck von Schwager erwähnt. Auch der württembergische Pietismus hat sich in der von ihm ausgegangenen „Christentums-gesellschaft“ mit unserem Lande berührt: Zweigvereine dieser tätigen Gesellschaft werden unter anderem in Minden und Bünde erwähnt¹²⁶⁾. Maßgebend aber für unser Land

¹²⁴⁾ Zu deutsch: Fromme Wünsche, 1675.

¹²⁵⁾ Rische, Volkening, S. 6.

¹²⁶⁾ 1782 u. 1783. Ahlhorn, Liebestätigkeit III, S. 319 ff.

war von vornherein der hallische Pietismus. Mit ihm standen ein Matthias Dreckmann, Hr. Clauder und andere in engster Verbindung. Die westfälische Besonnenheit, die auf Ausschreitung sich nicht gern einläßt, gab dem Pietismus bei uns seinen gemäßigten Charakter; und wenn es trotzdem an schwärmerischen Entgleisungen auch bei uns nicht fehlte — man denke an die Christusfamilien in Töllenbeck —, so erscheinen sie doch erst in späterer Zeit und werden überwunden. So ist Minden=Ravensberg zu dem „Gottesländchen“ geworden, als das es vor den Augen seiner Freunde im 19. Jahrhundert stand.

Naturgemäß muß sich der Einfluß des Pietismus zuerst auf dem Gebiete des gottesdienstlichen Lebens zeigen. Sein Streben ist immer, aus dem bloß Äußerlichen der kirchlichen Handlung herauszuführen und diese Handlung zu einem innerlichen Erleben werden zu lassen. Dabei konnte es leicht geschehen, daß man das geschriebene oder gepredigte Wort geringer einschätzte als das, was man für ein unmittelbares Einreden Gottes hielt, und daß man auf die überlieferten Formen des Gottesdienstes kein besonderes Gewicht legte. Es begann der Abbröckelungsprozeß auf dem Gebiete der Liturgie, den die Aufklärung zu Ende brachte, indem sie alles Liturgische abschaffte. Das ging so weit, daß manche Pietisten auch kirchliche Handlungen, wie etwa die Trauung, als bloße Zeremonien ablehnten, wie Hamann, der „Magus des Nordens“, oder in späterer Zeit der bekannte minden=ravensbergische Evangelist von Tschirschky¹²⁷⁾. Erst unter der Einwirkung des Pietismus verloren sich auch die noch lateinisch gebliebenen Bruchstücke aus der Liturgie. Im Jahre 1733 wurden in Oldendorf unterm Limberge noch einige lateinische Festlieder von Schulknaben gesungen¹²⁸⁾. Erst neuerdings verschwindet das geschichtlich tief verankerte griechische „Kyrieleis“ vor dem „Herr, erbarme dich“. Danach liegt kein Grund vor, weshalb das „Halleluja“ und „Amen“ noch bewahrt werden müssen: schon die Aufklärung versuchte die deutsche Übersetzung an die Stelle des alten Wortlauts zu setzen. Doch bisher ohne dauernden Erfolg. Ebenso schwand allmählich das liturgische Singen der Geistlichen. In Minden seit 1696¹²⁹⁾.

Sympathischer mag berühren, daß der Pietismus seine Pflege dem Kirchenliede zuwandte. Es war dahin gekommen, zumal unter der

¹²⁷⁾ Vgl. auch Natorps Leben, 1894, S. 37.

¹²⁸⁾ Eichhoff, Festschrift 1909, S. 100.

¹²⁹⁾ Jacobson, Art., S. 509.

Einwirkung des großen Krieges, daß das Volk der „singenden Kirche“ gänzlich sangesunkundig geworden war. Da weder Lied noch Melodie vielfach mehr bekannt waren, sang die Gemeinde nicht mehr mit¹³⁰⁾. Zwar scheint es unmöglich gewesen zu sein, sagte dem Sinne des Pietismus wohl auch nicht zu, den rhythmischen Schwung der Melodien zu bewahren: man führte vielmehr die Monotonie der gleichlangen Noten in den Gesang ein. Aber man schaffte doch die Möglichkeit des Mitsingens, indem man Landesgesangbücher einführte. War also bisher auswendig gesungen, so sang man nunmehr aus dem offiziellen Gesangbuche. Zwar war auch dieses Buch zunächst Privatunternehmen eines Druckers, aber er mußte die Erlaubnis der Behörde zum Drucke haben und handelte unter dem Einfluß der geistlich bewegten Zeit. Es wurde bald Sitte, das Gesangbuch mit zur Kirche zu nehmen. Das blieb nicht immer ohne Widerspruch. Noch im Jahre 1697 untersagte ein Pastor im Kursächsischen einem Bauern, der sich in Halle ein Gesangbuch gekauft hatte und aus ihm in der Kirche sang, „solche Neuigkeiten aufzubringen“¹³¹⁾.

Das wurde bald anders, auch bei uns. Das erste Mindische Gesangbuch erschien 1683: das „Neu vermehrte, herzinbrünstige, christ-erbauliche Gesangbuch“, ist aber nur die erweiterte Ausgabe des Hannoverischen Gesangbuches¹³²⁾. Clarenbach weist¹³³⁾ ein zweites mindisches Buch von 1690 nach. Ungefähr gleichzeitig erschienen das Herforder und das Ravensbergische Gesangbuch. Die Vorrede zu dem letzteren von 1692 spricht sich über das vom Ravensberger Konsistorium verfaßte Buch aus und wird sich auf Nifanius zurückführen lassen, der bis 1689 Superintendent war, da die kurfürstliche Druckerlaubnis schon von 1687 datiert ist. Das Buch enthält — wie die Vorrede sagt — „von den alten Liedern die gewöhnlichsten, von den neuen die nötigsten, von beiden die nützlichsten“. So sagt denn auch Matthias Dreckmann in einem Briefe vom 27. Oktober 1700 — er war seit 1695 Superintendent — an Superintendent Nungeesser in Dortmund: „Wir haben allhier im Ravensbergischen vor etlichen Jahren noch bei Lebzeiten Herrn Nifanii unser Gesangbuch revidiert, mit wolbedachtem Rat viel Ungeschicktes (nach der alten Poesie) mit Verbesserung verändert, über-

¹³⁰⁾ Tholuck, Das kirchl. Leben des 17. Jahrh., I, S. 129.

¹³¹⁾ Tholuck a. a. O., S. 129.

¹³²⁾ Eichhoff, Jahrbuch 1914/15, S. 190 ff., 204, bef. 245.

¹³³⁾ Jahrbuch 1925, S. 118.

flüssiges weggetan, nötiges eingerückt. Des sel. Herrn Lutheri Hymnintut man wol die Ehre an, daß man sie stehen läßt, wie der Autor sie gesetzt¹³⁴⁾." Später hat dann die Aufklärung, in den Fußtapfen des Pietismus gehend, diese „Verschlimmbesserungen“ in ihrer Weise fortgeführt.

Den Gesangbüchern wurden Gebetsanhänge beigegeben. Das Ravensbergische Gesangbuch von 1692 spricht sich schon in seiner Vorrede darüber aus: „Es ist das Gebetbüchlein geistreich und ohne großen Pomp verblümter Reden eingerichtet, sodaß es einen andächtigen Beter zu seinem heiligen Zweck wol veranlassen wird.“ Der besondere Titel des Gebetbuches nennt es ein „geist- und andachtsreiches zum täglichen Gebrauch füglich eingerichtetes Gebetbüchlein“. Es entnimmt, ebenso wie das gleichmäßig eingerichtete Herfordsche Gesangbuch, die Gebete vor allem dem bekannten „Habermann“. Gern werden die sieben Bußpsalmen, aber wohl auch die Sprüche Salomonis hinzugefügt. Der Pietismus, der auf Hausandacht Wert legt, brachte die Erbauungsliteratur zu hoher Blüte. Ebenso schuf er neue Katechismen. Ihm ist ja die Einführung der Konfirmation zu danken, die als notwendige Voraussetzung die „Kinderlehre“ mit sich brachte. Die Konfirmation wurde schon 1655 durch den Superintendenten Julius Schmidt in Petershagen eingeführt¹³⁵⁾, an St. Simeon in Minden durch Ludovici 1664¹³⁶⁾ und in Bielefeld durch Nifanius 1665.

Eine Eingabe des Mag. Bernhard Kracht am Münster zu Herford erbat für seine Gemeinde die Einrichtung der Konfirmation: nachdem die benachbarten Gemeinden der Neustadt u. a. vorangegangen, könne die Altstädter Gemeinde nicht zurückbleiben. Mag. Kracht ist fern aller Überschwänglichkeit. Er beruft sich nicht, wie man wohl getan, auf eine biblische Einsetzung der Konfirmation, sondern weist schlicht und einfach auf Apostelgesch. 14, 22, wo geschrieben steht: „sie stärkten die Seelen der Jünger“ und auf den Glaubensartikel von der Gemeinde der Heiligen, wonach man sich selbst zu erklären habe, daß man ihr angehörer wolle und zu Glauben und Gehorsam sich verpflichte. Die Konfirmation solle zweimal im Jahre stattfinden, auf Quasimodogeniti für die Kinder der Stadtgemeinde und auf Michaelis für die des Landbezirks¹³⁷⁾.

¹³⁴⁾ Vgl. dazu oben S. 66.

¹³⁵⁾ Schlichthaber V, S. 53.

¹³⁶⁾ Schlichthaber II, S. 285.

¹³⁷⁾ Jahrbuch 1914, S. 22 ff.

Die Urheberschaft des Herforder Katechismus führt man mit Recht auf Matthias Kothe, Senior des Herforder Ministeriums und ersten Pfarrer am Münster zurück, doch hat er dabei sicher die Hilfe der übrigen Mitglieder des Ministeriums gehabt¹³⁸). Auch gab es in Herford Vorarbeiten, an die man anknüpfen konnte. Der Vorgänger Kothes als Senior, Bernh. Kracht, hatte 1681 einen Katechismus „Weg zu Gott“ verfaßt, der Wegweisung bot¹³⁹). Delius ist geneigt, diesen Katechismus als „Hauptquelle für unsern Katechismus“ anzusehen. Doch gibt es kein Exemplar mehr davon. Aber die Verfasser entnahmen auch aus andern bekannten Katechismen allerlei Stoff. Delius rechnet aber unter den 716 Fragen nur 75, aus anderen Katechismen, und zwar nicht wörtlich entnommen, nämlich u. a. aus dem Osnabrücker 25, aus Gesenius 17. Danach läßt sich die Selbstständigkeit der Verfasser im großen und ganzen nicht anzweifeln.

Der Herforder Katechismus entspricht durchaus der bisherigen kirchlichen Überlieferung, die mit starker Betonung die reine Lehre vortrug. Er ist eine Dogmatik im kleinen. Ein geflügeltes Wort sagte von ihm, wer ihn beherrsche, könne getrost in das Kandidateneexamen gehen. Auch sonst hat er deutliche Spuren der alten Zeit an sich. Doch trägt er auch der neuen Zeit Rechnung. Die ältesten Katechismen, schon von Brenz her, beginnen immer mit der Frage: „Mein liebes Kind, was bist du?“ Das ist bezeichnend für den durch die orthodoxe Lehre verbürgten Heilsbesitz. Der Herforder Katechismus aber beginnt mit der aus dem Spenerschen Katechismus stammenden Frage: „Was soll des Menschen vornehmste und meiste Sorge sein?“ Und das ist wiederum für den Pietismus bezeichnend, der zu der innerlichen Aneignung des Heils aufrufen will. Ein anderer Punkt, an dem die neue Zeit sich merken läßt, ist die Sonntagsfeier. Die Augsburgische Konfession sagt darüber (Art. 28): „Die es dafür achten, daß die Ordnung vom Sonntage für den Sabbat als nötig aufgerichtet sei, die irren sehr; denn die Hl. Schrift hat den Sabbat abgetan.“ Und die Herforder Kirchenordnung bestimmt¹⁴⁰): „De Christen holden enen ewigen Virdach — der Sabbat der Joden is nu tom Ende.“ Spener betonte demgegenüber die Feier des siebten Tages, und der Herforder Kate-

¹³⁸) Vgl. Delius in Evang. Monatsbl. 1894, Februar, März, April, S. 51 ff.

¹³⁹) Jacobson I, S. 218.

¹⁴⁰) Hölscher, S. 80, van den Virdagen.

chismus fragt (Frage 77): „Welchen Tag soll man heiligen?“ Antwort: „Den siebenten Tag.“ Und wenn er (Frage 74) „durch den Feiertag“ den Sonntag versteht, so bleibt hier ein Widerspruch der Praxis gegen die Theorie. Auch an die Feier selbst stellt der Herforder strengere Ansprüche im Sinne des Pietismus. Vielleicht ist hier auch etwas von englischem Puritanertum zu spüren, was bei den Zusammenhängen zwischen Herford und dem Quäkertum nicht auffällig wäre¹⁴¹). Auch das Tanzen gilt ihm als Sünde (Frage 132).

Aber auch abgesehen von diesen Einzelheiten trägt der Katechismus durchaus pietistische Art an sich; es liegt ihm nicht daran, bloß die Lehre in den Kopf zu bringen; er will vielmehr in ein innerliches Verhältnis zu der ewigen Wahrheit führen, Herzen und Gewissen erwecken und den Weg zum ewigen Heil führen. Auch Ehrenfeuchter¹⁴²) nennt „seine Haltung so ernst und würdig, die Sprache bei einzelnen Steifheiten so faßlich und eindringlich, daß er darin an die ächtesten katechetischen Denkmäler unsrer Kirche erinnert“. Freilich gibt er auch zu, daß „der dogmatische Ausdruck an manchen Orten zu theologisch, zu scharf und spitz sei und der Schriftgebrauch verrate die oft willkürliche Schriftauslegung der Zeit“. Immer bleibe „die Richtung auf das Erbauliche und Praktische, auf die persönliche Aneignung zu erkennen“.

Bald nach dem Herforder erschien (1693) der Bielefelder Katechismus. Auch er hatte einen Vorgänger, „ein Modell“, an einem „Entwurfe“ des Superintendenten Nisanius. Aber er richtete sich auch vielfach nach den Herforder und Osnabrücker Katechismen, wie die Vorrede offen ausspricht. Eigenartig aber ist, daß er den gesamten Stoff in drei Ordnungen bringt. Die erste Ordnung bringt den kleinen Katechismus Luthers, die zweite des Mag. Joh. Sötefleisch Fragen zu Luthers Buch, die dritte aber eine „theologia laicorum“ und ist „für Erwachsene“ bestimmt, ist aber gerade das Buch, worauf es hier ankommt. Auch hier lautet die erste Frage (S. 56): „Was hast du, lieber Mensch, am meisten zu besorgen?“ Antwort: „Daß ich selig werde.“ Im übrigen geht er auf die subtilsten theologischen Fragen ein. Aber die Vereinigung der beiden Naturen in Christo hat er 13 Fragen (S. 132).

Bis Anfang dieses Jahrhunderts scheint dieser Katechismus in der Stadt Bielefeld gebraucht zu sein. In den ravensbergischen Land-

¹⁴¹) Delius, S. 108.

¹⁴²) Zur Gesch. des Katech., Göttingen 1857, S. 55 f.

gemeinden aber behauptete sich der Herforder Katechismus, ebenso in denen des Fürstentums Minden.

Besonderes Gewicht legte der Pietismus auf die *visitatio domestica*, das heißt auf die jährlich sich regelmäßig wiederholenden Besuche des Geistlichen in den Häusern seiner Gemeinde. Der Pastor kam nicht allein, sondern in Begleitung seines consistorialis, eines Ältesten oder Altarmannes, und er kam als Seelsorger. Er begann mit Gebet in der versammelten Hausgemeinde, und er fragte Kinder und Gesinde nach dem Seelenzustand, nach der Treue im Beruf, nach den Büchern, die man lese, zumal nach Bibel und Gebetbuch, und er schloß mit einer ernstern Besprechung allein mit den Hauseltern. Vor allem drang er auf Hausandacht. So wird uns der Hausbesuch in der Grafschaft Mark, Soest und anderen Orten geschildert¹⁴³). So wird er auch bei uns gehalten. Kein Geringerer als Superintendent Matth. Dreckmann empfahl ihr aufs dringendste, wie oben gesagt ist.

Diese Hausbesuche sollten vor allem der Hausandacht die Wege bahnen.

Es war natürlich, daß der Pietismus auf Hausandacht großen Wert legte. Gewiß sollte die Kirche Mittelpunkt des gemeindlichen gottesdienstlichen Lebens bleiben. Aber das eigene Haus sollte auch ein Gotteshaus sein, wo das Brot des Lebens ausgeteilt werde. Und der es austeilte — der Hausvater — sollte der Hauspriester sein.

Wo man es vermochte — auf adligen Gütern — stellte man wohl besondere Hausgeistliche an. Das geschah vielfach in unserem Lande. Als Heinrich v. Boß sein Haus Bökel neu baute¹⁴⁴), war er darauf bedacht, alsbald auch eine Hauskirche zu bauen, an der fortan jüngere Geistliche angestellt wurden. Die Hausherren aber „wohnten mit all den Ihren diesen Gottesdiensten, Sonntags wie in den abendlichen Betstunden modeste bei“. Auch ein Armenstock wurde aufgestellt. Von Bielefeld kamen zur Einweihung der ravensbergische Superintendent Hofbauer, wie auch der Konsistorialassessor Richter Abloh. Dem Stifter aber hielt 1701 in der Pfarrkirche zu Bünde der Superintendent Matth. Dreckmann die Leichenrede.

Im Mittelpunkt aller pfarramtlichen Tätigkeit stand natürlich nach dem Pietismus die Predigt. Darum galten seine Bemühungen vor allem ihrer Hebung.

¹⁴³) Rothert, Kirchengesch. der Grafschaft Mark, S. 467 ff.

¹⁴⁴) 1694. Jahrbuch westf. Kirchengesch. 1907, S. 2 f.

Der Prediger sollte nicht seine Gelehrsamkeit zeigen, nicht gegen Andersgläubige streiten, sollte vielmehr bei jeder Predigt als einziges Ziel vor Augen haben, seine Zuhörer zu Buße und Glauben zu erwecken und ihnen also zum ewigen Leben zu helfen. Für ihn ist das Wort des Klostocker Lütke mann bezeichnend: „ich will lieber eine Seele selig als hundert gelehrt machen.“ Und das war das letzte Wort Weibes an die Seinen: „Werdet ein ganzes Opfer für euren Heiland.“

Da wandelte sich auch die Form der Predigt. Zwar blieb noch der Perikopenzwang, also die Predigt über die Sonntagsevangelien. Zu eng waren die Evangelien mit dem Kirchenjahr, auch dem bürgerlichen Jahr verbunden, als daß man hätte wagen können, sie abzutun. Man bezeichnete manche Sonntage geradezu nach ihren Evangelien, und am Sonntag von den „Arbeitern im Weinberg“ (septuagesimae) geschah die Ratswahl. Das war gewiß nicht zum Schaden der Stadt. Der Pietismus half sich dadurch, daß er der Evangelienpredigt die Auslegung eines passenden, meist alttestamentlichen Wortes vorangehen ließ und diese Auslegung durch Vaterunser und Kanzelvers schloß. Dann erst kam die eigentliche Evangeliumspredigt, die als letzten Teil immer einen praktischen, „die Anwendung“, hatte. So predigte noch Hartog an St. Jakobi zu Herford. Am ersten Adventssonntage stellt er voran die Rede Iothams vom Berge Grisim über das Gleichnis vom Königtum des Dornbusches, der König wird an Stelle des Ölbaums, Feigenbaums, Weinstocks¹⁴⁵⁾, dann folgt die Evangeliumspredigt mit dem Thema: „Die Freude der Kinder Zion über Jesum, ihren unvergleichlichen König!“ Der Eingang zur Karfreitagspredigt nimmt seinen alttestamentlichen Ausgang vom Baum des Lebens (1. Mos. 2, 9). Die Predigten Erdsiecks in Oldendorf unterm Limberge (geb. 1741) zeigen denselben Aufbau. Wenn er am Ersten nach Trinitatis über den „Reichen Mann“ predigt, schickt er der Predigt eine Einleitung über Gal. 6, 7—8 (Was der Mensch säet) voran.

Auch in den Predigten dieser beiden letzten Zeugen des verklingenden Pietismus ist, wie in denen der früheren, keine Spur von rednerischer Kunst, kein menschlicher Aufputz und kein gelehrtes Zitat, keine gesuchte Wendung. Alles ist schlicht, einfältig, ungezwungen, wahrhaftig. Die Wunderwelt der Offenbarung Gottes in Jesu Christo ist den Rednern durchaus wirklich. So steht sie vor ihnen, so sprechen sie von ihr.

¹⁴⁵⁾ Richter 9, 6 ff.

Da bedarf es freilich keiner eigenen Zutaten, das Wort Gottes erst schmackhaft zu machen. Aber sie kennen auch die Menschenherzen und wissen das Wort Gottes recht zu teilen zur Rechten wie zur Linken. Da heißt es etwa bei Erdſieck in der Predigt vom „ungerechten Haushalter“: „Lauf dem Geiſt der Gnaden nicht aus der Werkſtätte, ſondern haltet ihm ſtille und laſſet ihn nur recht tief graben. Der Haushalter ſprach: Graben mag ich nicht. Folget ihm in ſeiner ſtrafbaren Faulheit nicht nach, ſondern grabet recht tief. Euch geht das Wort des HErrn an, das er durch Jeſaia ſagt (46, 8): Ihr Übertreter geht in euer Herz. Sehet, euer Herz iſt eine unergründliche Grube, in der alles Böſe verborgen liegt. Da grabet nach... Leget euch dabei aufs Betteln. Der Haushalter ſprach: ich ſchäme mich zu betteln, deſſen ſchämt ihr euch nicht. Werfet euch unter Seufzen und Flehen vor dem Throne der Majeſtät nieder, als arme dürſtige Bettler.“ Gewiß iſt das alles allegoriſche Auslegung, aber bei einem Gleichnis, das gedeutet werden will, unverwerflich.

Immerhin iſt und bleibt es eine nicht für jedermann leichte Aufgabe, einer Predigt zu folgen und ſie dem Gedächtnis einzuprägen. Manche pietiſtiſche Kirchenordnungen wie die von Eſſen und Soeſt (Vorgeln) legen darum nach den einzelnen Teilen Schweigepauſen ein, die zu innerlicher Einprägung und Vertiefung dienen ſollen. Demſelben Zweck diente, wenn Superintendent Hauber in Stadthagen „Kurze Aufſätze ſeiner Predigten“, das heißt Auszüge daraus drucken ließ, ehe er ſie hielt, die an den Eingangsthüren verteilt wurden¹⁴⁶⁾. Man ſtellte ſolche Auszüge aber auch aus den Predigten anerkannter Führer her, die dieſe Predigten weiterhin fruchtbar machen ſollten. So gab Herm. Iſchorn, Paſtor an der Hauptkirche zu St. Nicolai in Lemgo (1740) „die erſten Buchſtaben des göttlichen Wortes“ heraus, Auszüge aus Joh. Jak. Rambachs Predigten.

Noch anders ſuchten die bielefeldiſchen Prediger die Predigt fruchtbar zu machen¹⁴⁷⁾. Sie reden etwa eine Viertelſtunde lang und fragen dann, was den Hörern erwecklich geweſen oder was ihnen etwa dünkt, das noch müſſe hinzugetan werden. „Die Gottloſen“, wo man ſie kennt, werden gefragt, ob ſie etwas davon an ihren Seelen erfahren.

¹⁴⁶⁾ Hauber, Betrachtungen über die Sünde wider d. S. Gft., Lemgo, 1746, Vorrede S. 3f.

¹⁴⁷⁾ Ravensb. Blätter 1905, Nr. 7/8, S. 50, vgl. Sammlung auſerleſenerer Materien zum Bau des Reiches Gottes, 1735, Beitrag 9 u. 10.

Es handelt sich hier allerdings um besondere Erbauungsstunden, die im Bielefelder Waisenhaus abgehalten wurden. Es nahmen daran bis zu 500 Personen aus der Stadt oder weiterer Umgebung teil. Der Berichterstatter rühmt, daß „auch die Bauern laut und deutlich antworten und auch das Vorgetragene fein ins Gebet zu fassen verstehen. Es heißt sonst gemeinhin, die Studierten wissen die Wege Gottes, können mit eigenen Worten aus dem Herzen beten — hier aber sieht man vor Augen, daß den erfahrenen geringen Leuten die Wege Gottes besser bekannt sind als den unerfahrenen theologis“. „So wird ein christlicher Bauer aus einer Gemeinde, da ein unerfahrener Prediger steht, gefragt, warum er aus der Predigt seines Predigers geblieben. Er antwortet: ich habe eine fast verschmachtende Seele, die sehr viel nötig hat, und mein Heiland als der Oberhirte hat mich gelehrt, dahin zu gehen, wo ich die beste Weide vor meine ganz dürre Seele finde. Nun ist unser Pastor tot und ein Mietling.“

Wie sehr dem Pietismus daran lag, die Predigt verständlich zu machen und dieses Verständnis festzustellen, geht auch aus der Vorschrift für Kirchenvisitationen von 1740 hervor¹⁴⁸). Danach muß der visitierte Pastor zuerst eine Predigt halten und dann sie catechetice mit Alten und Jungen noch einmal durchgehen. Das wird in pietistischen Leichenreden gerühmt, daß man die Predigteinteilungen Jahre hindurch behalten habe und „in den stets bei sich habenden Bibeln nicht nur die exordia, sondern auch die dicta probantia“ die Hauptsprüche alsbald nachgeschlagen und dadurch sich eingepreßt habe¹⁴⁹).

Hier sei noch eines ravensbergischen Predigers gedacht, der zu der Zeit einen nicht unbekanntenen Namen hatte.

Joh. Matthias Cappelmann aus Lippstadt¹⁵⁰) war 1738 Prediger zu Steinhagen. Er gab schon 1741 Beiträge zur Beredsamkeit geistlicher Redner heraus. Dieses Magazin für Prediger war eins der ersten in Westfalen¹⁵¹).

Er gab auch „Geistliche Reden“ heraus, deren II. Teil 1749 in Lemgo erschien. Er widmet diese Reden den Gemeinden zu St. Marien in Minden, St. Nicolai in Lemgo und der Stadtgemeinde zu Lübbecke, die ihn nach der Widmung alle drei zu ihrem Pfarrer erwählt hatten.

¹⁴⁸) Jacobson, Ark., S. 514 f.

¹⁴⁹) Jahrbuch, Westf. Kirchengesch. 1907, S. 8 f.

¹⁵⁰) Schlichthaber, Entwurf 1756. S. 111.

¹⁵¹) Weddigen, Gesch. von Ravensberg, S. 191.

Er sagt nicht, welchem Rufe er gefolgt sei. Wahrscheinlich keinem der drei. Schlichthaber¹⁵²⁾ nennt ihn auch *scriptis clarus*, als Schriftsteller bekannt.

Der vorliegende II. Teil der „Geistlichen Reden“ enthält (S. 220 bis 410) vier Predigten. Die erste ist 1742 nach dem Siege Friedrichs des Großen bei Chotusitz gehalten, dessen aber erst in der — nach pietistischer Sitte — angehängten „Anwendung“ gedacht wird. Die zweite ist 1739 in der gr. Marienkirche in Lippstadt, die dritte 1738 in St. Katharinen zu Osnabrück, die vierte bei einer Kirchenvisitation in Steinhagen gehalten. Es folgt noch eine Abhandlung aus dem Jahre 1738.

Die Form der Predigten erweist ihre pietistische Herkunft: es fehlt nicht „der Eingang“ an der Hand eines alttestamentlichen Wortes und als Schluß „die Anwendung“. Auch der Inhalt widerspricht dem nicht. Der Verfasser zeigt eine große Schriftkenntnis und bleibt durchaus bei der orthodoxen Lehre. Dennoch ist nicht zweifelhaft, daß er schon in der offenen Tür zur Aufklärung steht. So rühmt er ausdrücklich (S. 340, Anm.): „Gelehrte, die ihre Vernunft aufklären lassen und rein und gründlich denken.“ Als solche sieht er vor allem Gellert an (S. 359, 374 u. a. D.), Reinbeck und Mosheim (S. 408), Sack (S. 320) und Rambach, die man, ohne ihnen Unrecht zu tun, als Überleiter vom Pietismus zur Aufklärung ansehen kann.

Übrigens war Cappelmann im Anfange seiner pastoralen Tätigkeit in eine der mannigfachen Vokationsstreitigkeiten in Gütersloh verwickelt. Er hat dem Patron der Pfarrstelle, dem Stifte zu Wiedenbrück, eine Summe Geldes für die Verleihung der Pfarre zugesagt¹⁵³⁾. Das war verboten, geschah aber allgemein. Die Patrone forderten das Geld, und auch — der Gegenkandidat Schlüter bietet Geld. In Gütersloh ist man mit heißer Leidenschaft für Schlüter. Man fordert ein Gutachten von der hallischen Universität, die gefällig Cappelmann für einen Simonisten und Anhänger der Wolffschen Philosophie und damit für unwürdig des Pfarramtes erklärt (1737). Er wird nun Pastor in Steinhagen. Gütersloh aber hat die Prozeßkosten zu zahlen.

Vor allem stellt der Pietismus dem Pfarramt willige und tüchtige Helfer zur Seite. Gab es von alters her sogenannte „Altarleute“, so hatten sie doch nur mit der äußerlichen Verwaltung der kirchlichen An-

¹⁵²⁾ Entwurf, S. 111.

¹⁵³⁾ Eichhoff, *Gesch. von Gütersloh*, 1904, S. 181 ff.

gelegenheiten zu tun; jetzt aber gab es „Erweckte“, die in ihrem Kreise und in ihrer Weise das Reich Gottes zu bauen suchten. Die Lehre vom allgemeinen Priestertum gewann eine neue Bedeutung. Mochte man zunächst im eigenen Hause Andachten halten, so schloß man Freunde und Nachbarn nicht aus: es bildeten sich die im Ravensbergischen bekannten Versammlungen. In Oldendorf unterm Limberge erscheinen sie schon früh im 18. Jahrhundert¹⁵⁴). Einer der ersten Versammlungsleiter ist Joh. Heinr. Löhmann, geboren 1721 zu Hausberge¹⁵⁵). Er war eine Zeitlang preußischer Soldat, kam dann unter den Einfluß Weihe's und ist fortan ein Werber für das Reich Gottes in Minden-Ravensberg¹⁵⁶). Was ihn auszeichnet, ist die ravensbergische Eigentümlichkeit der Versammlungsleiter: bei tiefer Innerlichkeit eine eifrige Tätigkeit nach außen und ein enger Anschluß an die Kirche wie an die gläubigen Träger des Amtes. Weihe nannte Löhmann seinen „Herzensfreund“, hielt aber selbst keine Versammlungen¹⁵⁷).

Der Pietismus redete gern vom „tätigen Christentum“. Er verlangte, daß es sich im täglichen Leben erweise. Das war sein Recht und sein Vorzug. Aber unzweifelhaft hastete ihm eine gewisse Engigkeit des Gesichtsfeldes an. Jene „moralische Präzision“, die auf reformiertem Boden ursprünglich erwachsen war, war von ihm übernommen; gegenüber der Weltoffenheit eines Luther hieß es bei ihm Weltflucht. Gegenüber den sogenannten Mitteldingen nahm er eine durchaus ablehnende Stellung ein. Er hatte gewiß in manchem gegenüber einem weltförmigen Christentum damaliger Orthodoxer mit seiner Verurteilung durchaus recht, in manchem auch nicht. Jedenfalls schreibt ihm auch ein Tholuck¹⁵⁸) ein „moroses Sauersehen“ zu, das abstoßen mußte. Er führte zu einer „Knechtschaft, nicht Kindschaft“. Auch die Kirche wurde ihm leicht zu einem Stück Welt, gegen das er gleichgültig war, wie er vielfach gleichgültig war gegen Volk und Vaterland, dessen Geschick und Geschichte keine Seite seines Herzens zum Erklingen brachte¹⁵⁹). Nicht um die Vergangenheit kümmerte er sich, um so mehr ging sein Blick in die zu erwartende große Zukunft des Reiches Christi auf Erden. Da schrieb etwa ein Henning Löning, Pastor zu Borgholzhausen, seinen „Augen-

¹⁵⁴) Zeugen und Zeugnisse II, S. 50 ff.

¹⁵⁵) Evang. Monatsblatt 1851, Februar, S. 40 ff.

¹⁵⁶) Weihe, Leben und Charakter, 1780, S. 276.

¹⁵⁷) Weihe, S. 145.

¹⁵⁸) a. a. O., S. 87.

¹⁵⁹) Rahnis, Innerer Gang des Protestantismus I, S. 225.

scheinlichen Beweis“, in dem er aus der Offenbarung St. Johannis nachwies, daß das Ende der Welt vor der Tür sei¹⁶⁰); davon ist oben geredet.

Es muß aber der Gerechtigkeit wegen betont werden, daß der Mangel an vaterländischem Sinn sich keineswegs bei allen Pietisten fand. Am 5. November 1757 hielt der damalige Direktor des Waisenhauses zu Halle eine Erbauungsstunde über Psalm 50, 15: Rufe mich an in der Not. In seine Betrachtungen hinein erschallt dumpfer Kanonendonner von dem Schlachtfeld von Roßbach. Unter dem immer stärkeren Dröhnen des Schlachtendonners wird sein Gebet immer brünstiger. Eine ganze Stunde betet er für König und Vaterland. Die Zuhörer hängen mit Tränen in den Augen an seinen Lippen. Am Abend kam dann die Nachricht des glorreichen Sieges. Das war doch anders, als wenn man von dem Verhalten des der Aufklärung schon zugewandten Gellert während dieser Schlacht erzählt. Er versteckte sich zitternd in einem massiven Keller, als er den Kanonendonner von Roßbach hörte, obwohl er stundenweit entfernt war. Und doch schließt sein Lied „Gott ist mein Lied“ mit den Worten: Ist Gott mein Schutz, so biet' ich auch der Hölle Trug^{160a}). Gerh. Tersteegen aber schloß unter dem Kanonendonner der Schlacht von Krefeld (23. Juni 1758) eine Betstunde mit den Worten: „Nun gehe jeder in sein Kämmerlein und helfe dem König Friedrich.“

War der Pietismus eine an sich gewiß heilsame Bewegung, so konnte es doch nicht fehlen, daß in seinem Gefolge auch Erscheinungen zutage traten, die weniger zu begrüßen sind. Dabei ist allerdings festzustellen, daß den Anlaß zu schwärmerischen Entgleisungen — wie so oft in Deutschland — die „westliche Invasion“ gab, also Einflüsse, die von Frankreich und England kamen. Mit den Resten der Labadisten verschmolzen quäkerische Missionen und fanden an der Abtissin Elisabeth in Herford immerhin einen gewissen Rückhalt. Seitdem hören wir hier den Namen der Quäker: er wurde im Munde der Gegner der mit Recht oder Unrecht zusammenfassende Name für alle, die mit Ernst Christen sein wollten. So hieß ein Weihe bei diesen Gegnern „Erzquäker“¹⁶¹).

Neben sie aber traten die Herrnhuter. Sie werden schon 1743 in

¹⁶⁰) Gedruckt zu Amsterdam 1684.

^{160a}) Biedermann, Deutschland im 18. Jahrh. II, S. 52.

¹⁶¹) Weihe, Leben, S. 67.

Minden-Ravensberg erwähnt¹⁶²). Auch mit ihnen hat Weihe sich berührt. Als sie in eine Gohfeld benachbarte Gemeinde eindringen, widersteht er ihnen. Seine Lebensbeschreibung¹⁶³) berichtet, daß die Freunde und Mitglieder der Brüdergemeinde sich in unserem Lande nicht von der besten Seite bekannt gemacht haben: „Sie haben Christum im Munde, aber nicht im Herzen und im Wandel.“ Ob die Brüdergemeinde gerade einen Tiefstand erlebte? Später bezeugt ihr der Verfasser, daß sie „seit einiger Zeit sich auf eine rühmliche Weise reformiert habe“.

Im einzelnen ist es schwer nachzuweisen, welchen Anteil an schwärmerischen Entgleisungen in den durch pietistische Geistliche erweckten Gemeinden quäkerische oder herrnhutische Einflüsse hatten. Es mag auch eigene Überspanntheit vielfach mitgewirkt haben, wie bei der Versmolder Erweckung¹⁶⁴). Der Söllnbecker Pfarrer Schwager (seit 1768 findet in seiner Gemeinde Pietisten, Separatisten und Orthodoxe, das heißt Altgläubige, die alle drei dem aufklärerischen Geistlichen nicht gefallen¹⁶⁵). Gerade er läßt einen Blick in die Verirrungen der Separatisten tun. Bekannt ist sein Erlebnis mit den beiden Schusterfamilien: sie glauben, das tausendjährige Reich sei vor der Tür! Der eine Schuster bezeugt von sich: er sei nicht Jesus, der war schon da; auch nicht Immanuel, der kommt jetzt erst; aber Christus. Maria sei die Frau des anderen¹⁶⁶). Auch der Quäker fand Nachfolge in Söllnbeck, der auf einem Esel unter Zujuchzen der Anhänger einft in Bristol eintritt, wie der andere, der nackt durch die Straßen lief¹⁶⁷).

Der rechtschaffene Pietist wehrte sich ernsthaft gegen solche Schwärmererei. Keiner mehr als der ausgesprochen pietistische Glauder. Er konnte sich auf Spener selbst berufen und erzählt¹⁶⁸): „Als Ende 1695 ein Separatist, der gewaltig wider Babel stürmte, auch Spener zum Niederreißen bewegen wollte, antwortete Spener: Ich bin gesetzt zum Bauen, nicht zum Niederreißen. Als der Separatist erwiderte: Ihr flicket und flicket, bis es Euch über den Hals fällt, versetzte Spener: Das will ich lieber leiden, als mit Simson den Balken ergreifen und alles einwerfen.“ Einen Freund, der von Separatisten

¹⁶²) Jacobson II, S. 518.

¹⁶³) 1780, S. 43 f.

¹⁶⁴) 1748, Speckmann, Versmold, S. 34.

¹⁶⁵) Niederrheinische Blätter 1801, S. 73.

¹⁶⁶) Pitaval, 18, S. 273.

¹⁶⁷) Walch II, 764 f.

¹⁶⁸) Göbel, Christl. Leben II, S. 649.

bedrängt wurde, warnte Clauder: „Nicht alles, was auch einem Gläubigen in den Sinn kommt, ist Gottes Wille.“

Vielleicht fällt auch auf ravensbergische Zustände ein Licht aus Akten des lippischen Archivs, die darum herangezogen seien. Der Graf Rudolf von Lippe-Bisterfeld (um 1700) schildert die pietistischen Versammlungen: Jeder, der etwas zu sagen habe, dürfe reden und „tue das oft mit solcher Kraft und Behemenz, daß es den anderen durch Leib und Leben dränge. Ihre Hände erstarrten ihnen oft in solcher Andacht, daß sie sich nicht regen könnten“. Seine pietistischen Gesinnungsgenossen sind ihm „Hausgenossen und Herzensbrüder“. „Sie sind mir mit einem größeren als dem natürlichen Bande der Liebe verbunden, sogar, daß ihre Freuden die meinen und ihr Leiden mein Leiden ist.“ Auch für die Quäker tritt er mit großem Ernste ein. Der Graf versucht dann auch die Kurfürstin Sofie von Hannover zu gewinnen, erntet hier allerdings nur eifigen Spott¹⁶⁹⁾.

Der Graf Friedrich Ludwig von Lippe-Bisterfeld (1737—1791) stand der Brüdergemeinde sehr nahe¹⁷⁰⁾. Seiner Frau schreibt er auf den Grabstein in deutlicher Erinnerung an eine Zinzendorfsche Inschrift das Wort: „Saat, von Gott gesäet, zum Tage der Ernte zu reifen.“ Auf seinem Leichenstein steht: „Er suchte in Jesu alles und fand es in Ihm.“ An seiner lautern Frömmigkeit ist nicht zu zweifeln.

Die Liebestätigkeit des Pietismus.

Der Sturm des Dreißigjährigen Krieges war über Deutschland dahingebraust. Nur Trümmer bedeckten das Land. Paul Gerhardt singt davon¹⁷¹⁾:

Das drückt uns niemand besser
in unser Seel' und Herz hinein,
als ihr zerstörten Schlösser
und Städte voller Schutt und Stein,
ihr vormals schönen Felder,
mit frischer Saat bestreut,
jetzt aber lauter Wälder
und dürre, müßte Heid'.

¹⁶⁹⁾ Ruprecht, Der Pietismus in Hannover, 1919, S. 12, Anm.

¹⁷⁰⁾ Vgl. seine Biographie, 1793.

¹⁷¹⁾ Rav. Gesangbuch Nr. 394, 4.

Ihr Gräber voller Leichen
und tapferm Heldenschweiß
der Helden, deren gleichen
auf Erden man nicht weiß.

Alles war zerbrochen: Kaiser und Reich sind nur noch Schatten und Schemen. Das Volksvermögen, das Jahrhunderte in deutschem Fleiß zusammengebracht, war zerronnen. Was der Krieg noch gelassen, hatten jüdische „Kipper und Wipper“ in alle Winde zerflattern lassen. Unfassbare Not, Mangel, Entbehrung lasteten auf unserem Volke. An das Sterbebett des deutschen Volkes tritt als barmherziger Samariter der Pietismus. War er ein Neuerwecker des Glaubens, so kann lebendiger Glaube nicht ohne die Liebe sein.

Nun aber ist es echt deutsch, wie er seine Liebesaufgabe auffaßte. Während sich die katholische Caritas durch Vinzenz von St. Paul durch Schaffung der barmherzigen Schwestern der Armen und Kranken, der äußerlichen Nöte annimmt, geht der Pietismus einen innerlichen Weg: durch sittlich-religiöse Hebung möchte er die Quellen verstopfen, aus denen die äußerlichen Nöte hervorbrechen. Der Gedanke dürfte nicht unrichtig sein, daß man die Verhältnisse nur dadurch von Grund auf bessert, daß man die Menschen bessert, von denen diese Verhältnisse abhängen. Auch Luthers Wort mochte mitwirken, daß man bei der Jugend beginnen müsse, wenn dem Teufel ein rechter Abbruch geschehen solle.

Spener freilich, der große Vater der Bewegung, ist hierin für die Seinen nicht tonangebend geworden. Ihm lag an einer geregelten Armenpflege im Sinne der reformatorischen Väter. Ausgangspunkt und bestimmender Mittelpunkt für die pietistische Liebestätigkeit ist vielmehr das Waisenhaus zu Halle. Es ist „die in Stein gehauene Predigt von dem Glauben, der in der Liebe tätig ist“¹⁷²⁾. „Niemals“ — so fügt Uhlhorn¹⁷³⁾ hinzu — „hat die Gründung einer Anstalt christlicher Barmherzigkeit einen solchen Eindruck in den weitesten Kreisen gemacht, wie die dieses Hauses.“ „Es erschien wie ein Märchen aus der Wunderwelt“, sagt auch Gustav Freitag¹⁷⁴⁾. Und das war es auch, was die Pietisten der Zeit behaupteten und was die Gegner nicht gelten lassen wollten, daß das Waisenhaus ein Werk der besonderen

¹⁷²⁾ Scholud, Gesch. des Ration. I, S. 10.

¹⁷³⁾ Christl. Liebestätigkeit III, S. 243.

¹⁷⁴⁾ Neue Bilder, S. 202.

wunderbaren Vorsehung Gottes, also ein ganz eigentlich göttliches Werk sei; es sei kein menschliches Werk, das allerdings unter dem Segen Gottes stehe, aber durch menschliche Kräfte und Mittel sich erbaue. Darum sei es eine göttliche Offenbarung, eine Wundertat, wie etwa die Krankenheilung durch Petrus und Paulus in der Apostelgeschichte, die mit Gebetserhörungen, einer allgemeinen christlichen Erfahrung, nicht zu verwechseln sei.

Sedenfalls war das hallische Waisenhaus ein Neues auf dem Gebiete der Liebestätigkeit. Zwar hatte es Waisenhäuser immer in deutschen Landen gegeben, aber sie waren, wie alle Wohltätigkeitsanstalten, Stiftungen reicher Bürger oder wohlgesinnter Fürsten wie einsichtiger Stadtverwaltungen, die über sichere Fonds verfügten. In Halle aber gab es ganz und gar keine gesicherten Einnahmen, es gibt auch keine weltliche Autorität, auf deren Wort die Quellen von selbst fließen. Es gibt nur einen Pastor, einen vermögenslosen Mann, der es wagt, das Werk zu unternehmen. Man kann nicht sagen, daß ihn das Vertrauen auf die barmherzige Nächstenliebe christlicher Gesinnungsgenossen getragen habe, die zunächst ganz unerprobt war. Francke spricht es einmal aus, was ihm allein Vertrauen und Mut gab¹⁷⁵). Es war das Wort (2. Kor. 9, 8): „Gott kann machen, daß allerlei Gnade reichlich unter euch sei, daß ihr in allen Dingen volle Genüge habt und reich seid zu allerlei guten Werken.“ Und das ist nun das Neue an dieser pietistischen Gründung, daß sie durch einen Mann ins Leben gerufen wird und allein auf den Glauben an Gottes Fürsorge sich aufbaut.

Gewiß stand im Hause die Pflege des religiösen Lebens voran, aber man ist sich der hier erwachsenden sozialen Aufgabe, die Kinder zu nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft zu erziehen, durchaus bewußt¹⁷⁶). Damit stimmt die Glauchische Armenordnung¹⁷⁷) durchaus überein. Und wer sich heute diesem Waisenhaus nähert, mag mit Ehrfurcht zu dem Adler im Siebelfelde aufschauen und die Umschrift lesen (Jes. 40, 31): „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler.“

Das Waisenhaus in Halle wurde Mutter- und Musteranstalt vieler anderen. Schon 1701 kann Francke selbst das Waisenhaus in Lemgo nennen. Auch bloß humanitäre Kreise folgten dem Zuge der Zeit, um

¹⁷⁵) Dedikation Segensvoller Fußstapfen, S. 4.

¹⁷⁶) Segensvolle Fußstapfen, S. 106—107, § 3—7.

¹⁷⁷) a. a. O., S. 142—154.

dann zuletzt doch in pietistische Bahnen zu lenken, wie das Waisenhaus in Soest.

In Bielefeld wird unter dem Druck des Straßenbettels 1688 eine Kommission gewählt, die der Frage des Waisenhauses näherzutreten soll. Im Jahre 1711 wird der adelige Hof der Familie von Grest angekauft und zum Waisenhause eingerichtet, das aber auch sonstige Arme aufnimmt. Ein Kandidat wird zunächst zum Unterricht der Kinder angestellt, dem bald „ein ehrlicher deutscher Schulmeister“ folgt. Durch menschenfreundliche Stiftungen und Geschenke wird das Haus reich ausgestattet. Der König überträgt ihm auch den Verlag des Ravensbergischen Gesangbuches, so daß es bald zu den reichsten Häusern in Westfalen gerechnet wird. Die Kinder haben nach zwei täglichen Schulstunden durch Stricken, Spinnen, Gartenarbeit selbst mit für ihren Unterhalt zu arbeiten. Im Jahre 1736 wird der Saal des Hauses zur Kapelle eingerichtet, in dem bis 1773 Betstunden gehalten werden.

Es zeigt sich aber, daß der Bettel eine Minderung nicht erfährt; deshalb werden „Bettelvögte“ angestellt. Das Haus muß später Schulden machen; eine Lotterie bringt keine Rettung. Im Jahre 1785 wird das Haus aufgehoben¹⁷⁸⁾.

Das Waisenhaus in Minden ist auf Anregung des Propstes Rud. Culemann „aus dem milden Beitrag gutherziger Christen“ erbaut¹⁷⁹⁾. Auch hier werden Betstunden gehalten, dem Unterricht der Kinder dienen zwei, bisweilen drei Kandidaten. Später ist im Waisenhaus ein Zuchthaus (?) und eine Strumpffabrik eingerichtet, die aus der Beschäftigung der Kinder erwachsen sein mag. Am Ende des 18. Jahrhunderts waren dreißig Kinder in dem Hause¹⁸⁰⁾. Das Haus untersteht dem Rate der Stadt.

Selbstverständlich blieben die alten Stiftungen überall bestehen. Daran mochte es liegen, daß man in dem an Stiftungen reichen Herford das Bedürfnis eines Waisenhauses nicht empfand. Aber auch in Minden gab es noch um 1800 das Armenhaus zum Geist (Hospitale spirit. sancti), das St. Nicolai = Armen- oder Gasthaus, das Be-

¹⁷⁸⁾ Culemann, Ravensb. Merkwürdigkeiten, III, S. 212; Weddigen, Nat.-Kal. 1804, S. 17; 36. Jahresbericht des Ravensb. Histor. Vereins, 1922.

¹⁷⁹⁾ 1712. Schlichthaber, Mind. Gesch. II, S. 53 f., 57 f.

¹⁸⁰⁾ Weddigen, Westf. Mag. 1784, 2, S. 140.

ginnenhaus und das Georgenhaus¹⁸¹). Dazu wird hier eine wöchentliche Spende durch die Prediger an die Armen aus freiwilligen Sammlungen der Bürgerschaft erwähnt¹⁸²).

Für bedürftige Schüler gibt es eine große Reihe von Stipendien, die das Studium ermöglichen sollen. In Bielefeld werden neun neue Gründungen erwähnt¹⁸³). In Minden begründet Huddaeus ein Stipendium¹⁸⁴). Ebenso ein Schmittingh 1664: das Stipendium beträgt jährlich 20 Taler¹⁸⁵). Dazu kommt noch eine Anzahl anderer, auch Familienstipendien¹⁸⁶). Auch wohlthätige Sterbekassen werden in Minden erwähnt¹⁸⁷). Besondere Erwähnung verdient auch hier die Stiftung eines Mindener Stadtkindes, des Missionars Hüttemann, der in Ostindien starb, aber in seinem Testamente (1780) ein Kapital von 1000 Talern zu Stipendienzwecken an die Schule vermachte, der er seine Bildung verdankte, dem mindischen Gymnasium¹⁸⁸).

Damit stoßen wir auf die Frage: Was geschah damals für die Heidenmission in Minden-Ravensberg? Freilich von Judentaufen ist öfter die Rede. Ludovici an St. Simeon in Minden († 1640) konnte sich rühmen, zehn Juden getauft zu haben¹⁸⁹). Der mindische Superintendent Rahmann (1710—1717) taufte gar vierzehn¹⁹⁰). Gelegentlich wird auch einmal (1661) die Taufe eines Mohren erwähnt, den sein Geschick in unser Land verschlagen hat. Aber die erste Berührung unseres Landes mit der eigentlichen Heidenmission ist wohl der Besuch der nach Trankebar gesandten hallischen Missionare in Bielefeld bei Superintendent Clauder¹⁹¹). Der hallischen Mission dürfte auch der oben genannte Missionar Hüttemann aus Minden († 1780) angehören¹⁹²).

Die Spärlichkeit dieser Missions Spuren erklärt sich aus der kontinentalen Lage unseres Landes, dem jede unmittelbare Berührung mit

¹⁸¹) Weddigen, Westf. Mag. 1784, 2, S. 140 f.

¹⁸²) Weddigen a. a. O., S. 141.

¹⁸³) Weddigen, Nat.-Kal. 1804, S. 50.

¹⁸⁴) Samelmann, Opp., S. 648—650.

¹⁸⁵) Schlichthaber, Mind. Kirchengesch. II, S. 74. Vgl. oben S. 95.

¹⁸⁶) Weddigen, Westf. Mag. 1784, II, S. 141 f.

¹⁸⁷) Weddigen a. a. O., S. 142.

¹⁸⁸) Weddigen, Nat.-Kal. 1800, S. 197.

¹⁸⁹) Schlichthaber II, S. 305.

¹⁹⁰) Schlichthaber II, S. 197.

¹⁹¹) Eichhoff, Festschrift 1909, S. 104.

¹⁹²) Oder gehörte er der Brüdergemeinde an?

der Heidenwelt fehlte. Erst mit dem Beginn der Kolonialgeschichte Hollands und Englands beginnt auch die evangelische Missionsgeschichte. Immerhin begegnet der Missionsgedanke schon früh auf deutsch-evangelischem Boden. Er findet sich in dem auch bei uns verbreiteten Habermannschen Gebetbuch (1569). Er findet sich bei Balthasar Meisner, Professor in Wittenberg (1587—1626) wie bei dem auch in unserem Lande geschätzten Justus Gesenius in Hannover (1649). Der hallische Pietismus vertrat ihn mit Ernst, wie die „Segensvollen Fußstapfen“ Franckes beweiset¹⁹³⁾. „Die Aufklärung“ dozierte allerdings mit gelehrter Miene: Der Missionsauftrag gehörte nur den ersten Aposteln, wie schon daraus hervorgehe, daß nur sie die dazu nötige Wundergabe besessen hätten. „Heidenapostel sollten wir doch wohl nicht eher wieder werden, bis wir zu Hause nichts weiter zu lehren und zu bessern finden.“ So predigte man in Söllnbeck 1794¹⁹⁴⁾! Aber das war die Zeit, als der Pietismus längst verraucht war.

Beurteilung des Pietismus.

Der Pietismus war wie ein Frühling, in dem das Leben aus der Tiefe neu an das Licht der Sonne hervordringt. Freilich nicht alle Blüten setzen Frucht an. So ist auch der Pietismus nicht zu jener Macht geworden, die das ganze Volk seiner Wiedergeburt hätte entgegenführen können. Es ist eine starke Übertreibung, wenn man ihm eine Geistesausgießung, wie sie zu Pfingsten geschah, zuschreibt¹⁹⁵⁾. Vielmehr gilt vom hallischen Pietismus gegen sein Ende hin das Wort Bengels: „Er ist etwas zu kurz geworden für den Geist der heutigen Zeit¹⁹⁶⁾.“ Daher ging er so schnell in die Aufklärung über. Doch mag auch die „morose Art“, in der er sich aus der Welt der Unwiedergeborenen zurückzog, statt in sie hineinzugehen, um sie zu überwinden, daran mit schuldig sein¹⁹⁷⁾. Wohl hielten sich hier und da Konventikel, „die nicht ohne separatistische Züge ihr religiöses Leben im stillen weiter pflegten“¹⁹⁸⁾. Aber die Flut des Vernunftglaubens strömte durch das Land, und der Inseln waren zuletzt wenig, die aus dem trüben Gewoge emporragten. Überaus trübselige Nachrichten klingen in münd-

¹⁹³⁾ 1709, 5. Fortf., S. 5.

¹⁹⁴⁾ Schwager, Predigtbd. I, S. 681 f.

¹⁹⁵⁾ Tholuck, Gesch. des Rationalismus 1865, I, S. 56 f.

¹⁹⁶⁾ Tholuck a. a. O., S. 43.

¹⁹⁷⁾ Tholuck a. a. O., S. 87.

¹⁹⁸⁾ Raeller, S. 43 f.

licher Überlieferung aus dieser späteren Zeit zu uns herüber über den sittlichen Stand derer, die durch ihr Amt berufen waren, Vorgänger ihrer Gemeinden in Glauben und Heiligung zu sein. Es sei darüber geschwiegen. An der Tatsache aber ist nicht zu zweifeln, daß die erste pietistische Bewegung, so wichtig sie für einzelne war, für das gesamte religiöse Leben unseres Landes doch zuletzt nicht die gehoffte Frucht brachte. Der Pietismus ist dennoch nicht vergeblich gewesen. Er hat der Bewegung den Weg gebahnt, die im 19. Jahrhundert unser Volk ergreifen sollte.

Unvergessen soll ihm sein, daß er unserem Volke in schwerer Zeit die Hand gereicht hat, sich aus tiefem Falle aufzurichten. Und er hat Einwirkungen auf unser Volksleben hervorgebracht und Erfolge gehabt, die noch heute erkennbar sind. So urteilt auch Gustav Freytag¹⁹⁹). Sein erstes und dauerndes Verdienst ist, daß er immer und überall darauf aus ist, „den Kopf in das Herz hineinzubringen“, daß er aus dem äußerlichen Vertrauen auf die reine Lehre in das Erleben dessen, was die Kirche lehrt, führt. Er verwirft alles tote opus operatum, tote Kirchenwesen. Er betont die eigene Gewißheit, weckt persönliches Leben, will Gott geheiligte Persönlichkeiten. Er kann daher jenen Vorwurf ertragen, als sei er nur „himmlischer Egoismus“ (Joh. Dan. Falk).

Von dieser seiner Einstellung zeugt nicht nur der Aufschwung, den das Kirchenlied und die erbauliche Literatur durch ihn nahmen. Auch die geistliche Arbeit wird durch ihn eine andere: An die Stelle der bisher geübten, überaus strengen, rein gesetzlichen Kirchenzucht tritt die Seelsorge, die dem einzelnen nachgeht, seine Bedürfnisse zu erkennen sucht und ihm innerlich zurechthelfen möchte. Nicht mehr das brachium saeculare, der starke Arm der Staatsgewalt, wird angerufen, sondern man sucht sich des digitus spiritualis, des göttlichen Fingers, zu bedienen, durch den der Heiland Teufel austrieb²⁰⁰). Man legt Wert auf Erziehung von Jugend auf. Davon zeugen Waisenhäuser, kirchlicher Unterricht, Einführung der Konfirmation. Durch den Einfluß der Frauen, die naturgemäß sich dem neuen Leben leichter erschließen, gewinnen die Pfarrhäuser eine ganz andere Bedeutung als bisher. Sie werden auch mit Hausandacht, Gesang und Gebet Vorbilder der Häuser der Gemeinde.

¹⁹⁹) Neue Bilder, S. 193.

²⁰⁰) Luk. 11, 20; vergl. Drews, der evang. Geistliche, S. 101.